zu betreten, wie ihn Goethe mit Recht nennt, und zugleich den Boden, der an Naturschönheiten und Naturmerkwürdigkeiten so reich ist, wie nicht leicht ein zweiter Fleck der weiten Erde?

So hatte auch ich kein anderes Gefühl, als das des reinsten Glückes, als ich an einem recht warmen Maitage, von Neapel kommend, in Palermo ans Land stieg. Und dieses glückliche, ich möchte fast sagen, selige Gefühl wurde in den an Genufs und Belehrung überreichen Tagen, die ich vorläufig der Hauptstadt Siciliens widmete, nicht abgeschwächt, und es verliefs mich auch nicht, als ich mich anschickte, den Aufenthalt in der mir schon vertraut gewordenen Stadt und den Verkehr mit einer Anzahl liebenswürdiger Palermitaner, deren Bekanntschaft mir mannigfache Empfehlungen — namentlich von Rom aus — verschafft hatten, zu unterbrechen, um eine Rundreise durch den nordwestlichen Teil der Insel anzutreten, der in mancher Beziehung und namentlich auch wegen der dort vorhandenen Tempelreste zu den interessantesten Teilen der Insel gehört.

Diese mir unvergefsliche Rundreise, wie oft habe ich sie im Geiste wiederholt! Wie lebhaft steht sie mir in allen ihren Einzelheiten gerade jetzt vor Augen, da ich den geneigten Leser bitte, mich auf derselben zu begleiten!

Wir wollen uns zunächst von Palermo nach Trapani begeben und dazu den Seeweg wählen.

Jede Woche fährt ein Dampfschiff der schon oben genannten Gesellschaft von Palermo nach Syrakus und zurück, das unterwegs bei einer grofsen Anzahl von Orten, wenn es das Wetter erlaubt, Passagiere und Fracht den vom Lande herankommenden Boten abgiebt, in den vortrefflichen Hafen von Trapani aber auch bei weniger günstigem Wetter einläuft. Ich entschlofs mich zur Benutzung dieser Dampfschiffverbindung unter anderem auch deshalb, weil ich mir gerade auf der Strecke von Palermo nach Trapani einen interessanten Anblick der Küste versprach, und meine Erwartung täuschte mich nicht. Die Eisenbahn, welche seit einigen Jahren nunmehr auch die Nordwestecke Siciliens — teilweise wenigstens — dem Verkehr leichter zugänglich gemacht hat, war damals nur als Project vorhanden. Wäre sie aber auch vollendet gewesen, sie hätte mich nicht in Versuchung geführt. Der Reisende, welchem daran liegt, Land und Leute genauer kennen zu lernen und auch während der Fahrt selbst die Naturschönheiten zu geniefsen, verzichtet gern, wenn er kann, auf die Eisenbahnfahrt, die ihn zu seinem Bedauern so schnell an all den Schönheiten vorüberführt, zu seinem Bedauern besonders, wenn es Schönheiten zu schauen giebt, wie sie Sicilien darbietet.

Der Tag der Abfahrt ist mir in besonders lebendiger Erinnerung. Ich empfand es als eine wahre Erleichterung, dafs mein Reiseplan mich nach Palermo zurückführte. Es nimmt sich nicht so leicht auf Nichtwiedersehen Abschied von einem Orte wie Palermo. Auch beim Verlassen von Rom und Neapel hatte ich empfunden, wie wohlthuend das Bewufstsein des Wiedersehens ist. Hier in Palermo brachte mir aber der auf Rückkehr berechnete Reiseplan noch eine Erleichterung äufserlicher Art: ich hatte den gröfsten Teil des Reisegepäckes in Palermo zurücklassen können. Wie ich nun so am Hafen stehe, leichten Herzens und leichten Gepäckes, nur eine leichte Reisetasche um die Schulter, und absichtlich bis zum letzten Augenblicke der Abfahrt warte, um noch möglichst lange

die mannigfaltigen, überaus lebhaften Hafenscenen zu beobachten — da sehe ich mehrere Herren vom Liceo Vittorio Emanuele auf mich zukommen. Wir waren sehr bekannt mit einander geworden. Mehrere Tage hindurch hatte ich dem Unterrichte der von dem liebenswürdigen Preside Cav. Valentino Cigliutti geleiteten Lehranstalt beigewohnt, hatte wiederholt das von demselben trefflichen Manne geleitete Convitto Nazionale di Palermo besucht und war auch aufserhalb der Schule oft mit den Herren Kollegen zusammengekommen. Mit einem Kollegen, einem Junggesellen, der in meinem Hotel zu Mittag und zu Abend speiste, hatte ich jeden Abend zugebracht. Aber eine solche Aufmerksamkeit hatte ich doch nicht erwartet: die Herren waren in der brennenden Hitze des Tages zu der weit aufserhalb der Stadt liegenden Abfahrtstelle gekommen, um mir noch einmal glückliche Reise zu wünschen. Wie sind doch Beweise des Wohlwollens gerade im fremden Land so wohlthuend, so herzerfreuend! Doppelt frohen Sinnes bestieg ich nunmehr das bereits vorher gemietete Boot, das mich und mein leichtes Gepäck zum Dampfschiff bringen sollte.

Wie bei der Ankunft, so entfaltet sich bei der Abfahrt in ihrer vollen Pracht die stille und ernste Schönheit des Golf von Palermo mit dem hinter der Stadt ansteigenden, muldenartigen Thale, das durch seine unglaubliche Fruchtbarkeit und durch die goldschimmernde Farbe der dicht wie Aehren stehenden südlichen Fruchtbäume den Grund seines Ehrennamens Conca d'ora ‚Goldmuschel' auf den ersten Blick klar macht. Man steht wie gebannt auf dem Hinterteile des Schiffes, den Blick unverwandt rückwärts gerichtet, und möchte für immer alles tief sich in die Seele prägen: die mafsvoll durch Zacken unterbrochenen Wellenlinien der hohen Berge, welche in weitem Bogen das ganze Thal umfassen und mit ihren den weitgeöffneten Golf begrenzenden Vorgebirgen steil ins Meer hineinfallen; dazwischen die einzelnen Palmen und dichten Citronen- und Orangenhaine, deren dunkle Laubkronen das schon von den Bergen beschattete Thal anfüllen, hinauf bis zu der im Hintergrunde aufsteigenden Höhe, auf welcher Monreale mit seinem herrlichen Dome und Kloster thront; im Vordergrunde die den Strand und weit zurück das Land bedeckende Stadt mit ihren gleichförmigen und darum ernster aussehenden Häusermassen; endlich die tiefblaue weithin offene Bucht, die der Stadt den Namen gab. Alles zusammen ein Anblick von stiller, ernster, wahrhaft stilvoller Schönheit, übergossen von einer helldunklen Farbenpracht, einem alle Farben mit einander verschmelzenden Lichtschimmer, wie ihn Sicilien noch vor dem ganzen übrigen Italien voraus hat. Ein Anblick völlig verschieden von dem lachenden, heiteren, freien und abwechselungsreichen Golfe von Neapel, so dafs man wirklich in Verlegenheit kommt, wenn man sagen soll, welchen Golf man für den schönern hält.

Das Schiff fuhr den ganzen Monte Pellegrino entlang, der den Golf im Nordwesten begrenzt und aus so vielen Abbildungen bekannt ist. Er fehlt fast auf keiner Ansicht von Palermo und ist gewissermafsen ein Wahrzeichen der Stadt, mehr noch wie für die römische Campagna der von allen freien Punkten Roms aus sichtbare Soracte. So kahl

Wer im vorigen Jahre die Insel Sicilien von Italien aus zu besuchen beabsichtigte, der mufste sich heimlich in einer Barke hinübersetzen lassen, wollte er eine längere Quarantäne vermeiden, eine siebentägige, die obendrein auf den wenig behaglichen Schiffen der Società Florio-Rubattino zu überstehen war. Es gab freilich noch eine andere Art, ohne solche Belästigung auf die Insel zu gelangen, und diese Art war, namentlich insofern sie von den Italienern benutzt wurde, wunderlich genug. Die von Frankreich kommenden Schiffe konnten nämlich in alle Häfen ungehindert einlaufen und ihre Passagiere ohne Quarantäne ans Land setzen. Nun wäre es aber für den Italiener ein gar zu grofser Umweg gewesen, wenn er erst nach einem französischen Hafen hätte fahren sollen. Er hatte das aber auch nicht nötig. Die Compagnie général transatlantique, welche allwöchentlich ein Schiff von Marseille aus nach Palermo schickt, liefs dasselbe in Bastia auf Corsica halten und hier die Passagiere aufnehmen, welche ein anderes Schiff, das derselben Gesellschaft gehört, unmittelbar vorher von Livorno gebracht hatte. So suchten wirklich Italiener und namentlich Sicilianer nach Sicilien ohne Quarantäne zu gelangen. Im vorhergehenden Jahre, im Jahre 1885, als die Sicilianer — nach längerer Pause zum ersten Male wieder — von der Cholera befallen wurden, sah es mit einer Landung noch schlimmer aus. Die Scenen, die sich bei der Ankunft von Schiffen abspielten, sind aus den Zeitungsberichten wohl noch in Erinnerung. Als ob es einer feindlichen Landung gelte, setzten die bis zur Gluthitze erregten Eingeborenen Widerstand entgegen, hinderten mit Gewalt die Landung oder suchten die ans Land gekommenen Menschen und Tiere — niederzuschlagen.

Freilich ganz ohne Fährlichkeiten und Unbequemlichkeiten ist eine sicilianische Reise wohl niemals gewesen, wenn auch die so eben geschilderten Verhältnisse auf aufsergewöhnliche Fälle beschränkt sind und man sonst von Neapel oder Reggio aus auf den regelmäfsig verkehrenden Dampfschiffen die Insel unschwer erreichen kann. Doch was fragt ein deutscher Philologe danach, der für Geschichte und Archäologie, für Natur und Kunst begeistert ist? Was fragt er nach den räuberischen Überfällen, die ja doch in der Regel nur dem prunkhaft reisenden Ausländer gelten oder den reichen Einheimischen, deren Vermögensverhältnisse der wohlorganisierten und wohlorientierten Räuberbande genau bekannt sind? Was fragt er vollends nach der Hitze, die ja auch im Mai und Juni immerhin noch erträglich ist, was nach den schlechten Gasthäusern der kleinen Orte oder nach den schlechten Fuhrwerken und anderen Unbequemlichkeiten, wenn es gilt den überhistorischen Boden

und unbebaut der alte Erkte vom Meere aus erscheint, findet man ihn jetzt überall. Hamilkar Barkas mag aber doch vielleicht der flachen Höhe etwas an Lebensmitteln abgerungen haben. Raum bot ihm der breite Rücken genug und auch Quellwasser. Aber man findet den massigen und vielkantigen Bergrücken auch überall so unzugänglich wie vom Meere aus, in das er mit seiner ganzen Wucht hineinspringt. Ja die von dem Lande aus emporsteigenden Felsenwände, ungeheueren Mauern vergleichbar, hatten auf mich fast einen noch lebhafteren Eindruck gemacht. Doch von welcher Seite man auch die Felsenmasse betrachtet, überall erscheint sie als eine uneinnehmbare Riesenburg, auf welcher freilich der tapfere Vater Hannibals den Römern ein äufserst unbequemer Nachbar ihres damals wichtigsten Stützpunktes auf Sicilien sein mufste.

Die Aufmerksamkeit zwischen den historischen Erinnerungen des Berges und der unvergänglichen Schönheit des ganzen Golfes teilend, fuhr ich auf dem Dampfer dahin. Anfangs liefs der Berg die Aussicht auf das einzig schöne Bild noch frei. Aber bald fing er an, einen Teil des Golfes nach dem anderen zu verdecken, bis zuletzt auch das Südostende desselben mit seinen zwei seltsam gestalteten Vorgebirgen — Capo Mongerbino und Capo Zaffarano — den immer noch rückwärts gerichteten Blicken entzogen wurde.

Bei der Weiterfahrt nahmen wir zwar unseren Cours mehr seewärts, blieben aber doch noch lange Zeit in mäfsiger Entfernung vom Lande, und da konnte man fast fortwährend deutlich die wechselnden Formen des vielgestaltigen Felsenufers blau aus dem blauen Meere in den blauen Himmel emporsteigen sehen. O diese unbeschreibliche Harmonie der wie von einem helldurchsichtigen Nebel überdeckten Farben, dieser wunderbare, märchenhafte Duft, dieser magische Schimmer, durch den alle Gegenstände in einiger Entfernung verklärt erscheinen und durch den ich gleich bei der Ankunft in Palermo so ergriffen, ja ich könnte sagen, betroffen und aufgeregt wurde. Jetzt aber, auf dem Schiffe, sah ich diese feenhaften Farbenspiele im Vorbeifahren, ohne mich nähern und die Gegenstände, so zu sagen, in ihrer natürlichen Farbe sehen zu können, und so kam mir diese Insel fast wie ein verzaubertes Land vor.

Die so eben gebrauchten Ausdrücke sind nicht übertrieben. Vielmehr würde die Erwartung, welche dieselben etwa erregen könnten, noch weit von der Wirklichkeit übertroffen werden. Gerade jene eigentümlichen Licht- und Farbenerscheinungen, deren Eindruck mir unvergefslich ist, lassen sich nicht schildern, eher optisch erklären. Sucht man doch vergeblich auch nur nach einem bezeichnenden Ausdruck. Denn Ausdrücke wie Farbenduft, Farbennebel, magischer Schimmer u. a. sind nicht einmal für denjenigen hinlänglich deutlich, der durch leibliches Schauen ein lebhaftes Bild von der Sache in sich aufgenommen hat. Ich verzichte deshalb auch darauf, die Schilderung im einzelnen auszuführen, ich verzichte darauf, die Farbentöne genauer anzugeben und den Wechsel derselben nach Art der Gegenstände, nach deren Entfernung und nach dem Stande der Sonne zu schildern. Ich bitte den Leser nur, sich selbst die Farbenerscheinungen so wunderbar, so übernatürlich als möglich auszumalen und dabei als schwachen Ausgangspunkt für die Phantasie die Beobachtungen zu nehmen, die wir im Norden an besonders klaren Herbsttagen des Morgens und noch mehr des Abends an dem bläulichen Farbenschimmer

entfernterer Gegenstände machen können. Ich möchte es überhaupt nicht unausgesprochen lafsen, dafs ich bei meinen Schilderungen weniger meinen Worten als der Lebhaftigkeit der Phantasie des Lesers vertraue.

Doch zurück zu unserer Seefahrt. Wer einmal das Spiel der Delphine im Meere hat beobachten können, vergifst gewifs nicht die freudige Erregung, in welche er beim ersten Erblicken des Schauspiels versetzt wurde. Wenn man aber gar den blauen Duft der zauberhaften Küste Siciliens mit unverwandten Blicken eingesogen hat und die trunkenen Augen auch einmal dem nahen Wasser unter sich zuwendet und mit einem Male jene schnellen und seltsam geformten Tiere wahrnimmt, dann ist man aufs höchste überrascht. Plötzlich sind die dunkelen Körper aus der blauen Tiefe aufgetaucht. Zunächst ziehen sie eine Zeit lang neben dem Schiffe her, zuweilen mit munteren Sprüngen über die Wasserfläche sich erhebend, zuweilen unter dem Schiff hinweg von der einen Seite desselben nach der anderen sausend, wobei sie sich mit schnellem Ruck auf die Seite legen und dann hellgrün aussehen. Bald aber setzen sie sich an die Spitze oder vielmehr unter die Spitze des Schiffes, zu zweien, dreien, vieren oder noch mehren und ziehen so dem Schiffe als Führer voran. Mühelos schiefsen sie dahin. Man sieht keine Bewegung der Flossen. Ja sie springen auch, wie die jungen Tiger vor der Fütterung, über einander wechselseitig geraume Zeit hindurch ununterbrochen hinweg, ohne dafs ihnen der schnell dahinbrausende Dampfer auch nur um eine Linie näher käme. Schiefslich legt sich einer nach dem anderen zur Seite und verschwindet in der Tiefe des Meeres. Noch ein Pärchen bleibt vor dem Schiffe, bis auch dieses seine Lust am Spiel gestillt hat.

Auf solcher Fahrt fliegen die Stunden wie im Traume dahin, und ich benutzte ganz gegen meine Gewohnheit nur wenig die Gelegenheit zur Unterhaltung mit den verschiedenartigen Mitfahrenden, die doch auf einem Schiffe besonders günstig ist.

Nachdem so manche Bucht, so manches Vorgebirge vorbei geflogen war, fuhr das Schiff in weitem Bogen um den tief ins Land schneidenden Golf von Castellamare, in dessen innerstem Winkel man mit bewaffnetem Auge die den Namen gebende Stadt entdecken konnte: zwischen wellenförmigen, üppig grünenden Hügeln am Fufse des Berges, der im Altertum ihre Vorgängerin, die Hafenstadt von Segesta, trug. Nun noch am Capo S. Vito vorbei, und das Schiff machte die erwartete und doch überraschende Wendung nach Süden. Die scharfe Wendung hatte wirklich etwas Überraschendes, auch deshalb, weil wir bis dahin von Luftbewegung kaum etwas verspürt hatten und uns nun fast mit einem Male ein ziemlich heftiger Wind entgegenblies, der die blaue Fläche in lebhafte Bewegung versetzte. Aber auch die ganze Scenerie wurde immer lebhafter und zugleich historisch interessanter. Immer wilder stürzten sich die schimmernden Vorgebirge in die bewegte Flut, während allmählich der sagenreiche Eryx freier hervortrat, der uns anfangs nur sein hochragendes Haupt gezeigt hatte. Immer deutlicher waren aus dem Meere die Ägatischen Inseln emporgetaucht, deren blofser Name schon in die Zeit des ersten punischen Krieges so lebhaft zurückversetzte und die doch auch das Interesse für das gegenwärtige Bild durch ihre immer wechselnden Formen und Stellungen unwiderstehlich festhielten. Wandte ich nun wieder den Blick nach dem Lande zurück, so konnte ich immer deutlicher den Leuchtturm von Trapani erkennen, und bald ging es an dem Inselchen vorüber, das Vergil den

frommen Aeneas zum Zielpunkt der so eingehend geschilderten Wettfahrt machen läfst und dessen Stelle ich nur mit Hilfe des Kapitäns finden konnte, da es jetzt, bei hochgehender See, von den schäumend darüberhinwegschlagenden Wogen verdeckt ward, ganz der Schilderung des sorgfältigen Dichters entsprechend. Die poetische Stelle war noch nicht lange den suchenden Augen entschwunden, als wir dicht vor dem Leuchtturme einen ziemlich hohen, wogenumbrandeten Felsen unterscheiden konnten, auf welchem im Jahre 1282 Johann von Procida mit Palmerio, Abate von Trapani, die Sicilianische Vesper geplant haben soll und welcher, früher Scoglio del Mal Consiglio genannt, seit der Eroberung der Insel durch Garibaldi den Namen Buon Consiglio ‚Guter Rat' erhalten hat. Und so ist man, noch ehe das Schiff in den Hafen der alten Karthagerstadt einläuft, wie so oft in Italien, veranlafst, sich der Vergangenheit von den vorhistorischen Zeiten an bis zur Geschichte unserer Tage zu erinnern, und hat zugleich mit dem leiblichen Auge ein äufserst mannigfaltiges und grofsartiges Panorama genossen.

Die herrliche, unvergefsliche Fahrt war zu Ende. Wir waren um 11 Uhr vormittags von Palermo abgefahren und langten, mir fast zu früh, bald nach 4 Uhr nachmittags an unserem Ziele an. Die Landung wurde mir durch mein Gepäck nicht schwer gemacht, und unbehindert konnte ich gleich die ersten Eindrücke der Stadt in mich aufnehmen. Zu Fufs ging es durch die Strafsen, um zunächst mich eines Quartiers in einem der wenigen Gasthäuser zu vergewissern, die in der immerhin mehr als 33 000 Einwohner zählenden Stadt vorhanden waren. Dann wurden einige Besuche gemacht, zu denen Empfehlungen von Palermo aus Gelegenheit verschafften, und es blieb noch einige Zeit, die Stadt etwas genauer, als beim Einmarsche möglich war, zu besichtigen.

Dafs die alte Sichelstadt (*τὰ Δρέπανα* oder *τὸ Δρέπανον*) auf einer sichelförmigen Halbinsel liegt, wie ich als Schüler gelernt und als Lehrer schon so oft gelehrt hatte, davon hatte ich mich schon bei der Einfahrt auf dem Dampfer überzeugen können. Sie findet in ihrer ganzen Ausdehnung auf der Halbinsel Platz, anders als ihre Namensschwester Zankle. Denn diese, Messina, wie sie von den Griechen benannt wurde, lag und liegt nur zum allergeringsten Teile auf der Halbinsel, die in Form einer Sichel ihren Hafen umschliefst. Noch manche anderen Sachen hatte schon die Einfahrt in Erinnerung gebracht, auch den bekannten Überfall, den hier im Jahre 249 der leichtfertige Consul P. Claudius Pulcher auf die karthagische Flotte unternahm und dem der doch überraschte Gegner so glänzend und so erfolgreich zu begegnen verstand. Doch mufs ich gestehen, dafs angesichts der Lokalitäten mir der Verlauf der sich entwickelnden Seeschlacht nicht genügend klar werden wollte. Gerade das Eigentümliche des Vorganges, was zugleich die Entscheidung herbeiführte, nämlich das fast gleichzeitige Einlaufen der Römer und Auslaufen der schnell entschlossenen Karthager, zeigt bei der Erklärung im einzelnen erhebliche Schwierigkeiten und das am meisten, wenn, wie Mommsen will, der Hafen sich damals nach Süden öffnete.

Das jetzige Trapani erscheint als eine ziemlich lebhafte, nicht ganz unbedeutende Handelsstadt. Auf einen Herrn, einen früheren Beamten in Syrakus, der mit mir auf demselben Schiffe angekommen war, machte es einen ganz gewaltigen Eindruck. Er erhob bei

einem späteren zufälligen Zusammentreffen die Stadt, von deren Lebhaftigkeit er ganz überrascht war, weit über Syrakus, das freilich still und öde genug ist.

Die Haupthandelsartikel von Trapani sind Salz, Korallen und Kameen. Sie treten auch dem nur kurze Zeit in der Stadt weilenden Reisenden als solche entgegen. Salz wird in grofsen Mengen aus dem Meerwasser gewonnen. Die eigentümlichen Meersalinen bedecken einen Flächenraum, der mindestens zehnmal so grofs als die Stadtfläche ist. Korallen, welche ziemlich weit — mehrere Meilen vom Lande entfernt — auf hoher See gefischt werden, sieht man in den zartesten Farben und kunstvollster Bearbeitung schon von den Strafsen aus genug und kauft sie hier noch billiger als in Neapel. Desgleichen Kameen, die seit dem vorigen Jahrhundert in Trapani aus einer dicken Muschelart (Pectunculus pilosus) geschnitten werden. Es hat sich hier ein tüchtiger Stamm von geschickten Arbeitern herangebildet, und auch aus anderen Materialien gefertigte Schnitzarbeiten giebt es in der Stadt reichlich zu sehen.

Vielleicht ist Trapani eine von den wenigen Städten Siciliens, welche in ihrer Entwickelung gegen das Altertum keinen Rückschritt zeigen. Auf keinen Fall hat es auch im entferntesten solche Rückschritte gemacht, wie sie sich bei nur allzu vielen Städten der schicksalsreichen Insel dem Besucher so ergreifend bemerkbar machen. Im Altertum wurde die Stadt offenbar durch das benachbarte Lilybaeum, das jetzige Marsala, beeinträchtigt. War doch Lilybaeum, um nur eins zu erwähnen, der Ausgangspunkt, von dem die Römer ihre Fahrten nach Afrika unternahmen. Die Alten wählten eben, wenn sie irgend konnten, stets den kürzesten Seeweg. Jetzt ist in dieser Beziehung, soweit es die bescheidenen Verbindungsbedürfnisse erfordern, Trapani an die Stelle der übrigens viel älteren Stadt getreten, deren einst hochberühmter Kunsthafen zerstört wurde und völlig versandete und in dem neuen Hafen bei weitem keinen genügenden Ersatz gefunden hat. Jetzt mufs man sich also in dem fast unzerstörbaren natürlichen Hafen von Trapani einschiffen, wenn man von dieser Seite Siciliens aus einen Abstecher nach der Stätte des alten Karthago machen will, und auch das Dampfschiff, welches hin und wieder von Palermo aus nach Tunis fährt, wird viel sicherer in Trapani als in Marsala erwartet. Ich weifs nicht, ob ich der Versuchung widerstanden hätte, der Stätte, wo einst Karthago stand, einen Besuch zu machen, wenn ich nicht durch die Erfahrungen von drei Dresdener Architekten gewarnt wäre, die ich in Palermo kennen gelernt hatte. Sie hatten zu einem solchen Abstecher in Folge ungünstiger Witterung auf dem Segelschiffe — nur ein Segelschiff verkehrt ‚regelmäfsig' zwischen Trapani und Tunis — gegen vier Wochen gebraucht, während sie nicht auf die Hälfte der Zeit gerechnet hatten.

Das alte Drepanum war übrigens auch eine verhältnismäfsig junge Stadt, deren Leben nur wenige Jahre zählte, als sie unter römische Herrschaft kam. Sie wurde bekanntlich erst von Hamilkar Barkas zu Anfang des ersten punischen Krieges gegründet, und zwar als Seefestung, die denn auch zusammen mit Lilybaeum den Römern genug zu schaffen machte.

Ganz anders steht es mit dem Alter der antiken Stadt Eryx auf dem nahen gleichnamigen Berge. Ihr Ursprung ist in tiefes Dunkel gehüllt und reicht weit in die vorgeschichtliche Zeit, in die Sagenzeit hinein. Sie wurde von Hamilkar — übrigens damals

nicht zum ersten Male — zerstört und mufste mit ihren Einwohnern die neue karthagische Gründung bevölkern helfen. Die Geburtsstunde von Drepanum war also die Sterbestunde der alten Bergstadt.

Der Berg Eryx erhebt sich nur wenige Kilometer von Trapani, und da er als ein isolierter Kegel fast unmittelbar aus der zwar wellenförmigen, aber doch niedrigen Ebene emporsteigt, so macht er einen noch viel höheren Eindruck, als man nach seiner wirklichen Höhe, die doch auch schon 751 m. beträgt, erwarten sollte. Wenn man ihn so schroff in die Lüfte emporragen sieht, wundert man sich nicht, dafs die Alten, welche sich auf Höhenmessungen nicht sonderlich verstanden, in seiner Schätzung gegenüber den anderen sicilischen Berghöhen so weit irre gehen konnten, dafs sie ihn nächst dem Ätna für den höchsten Gipfel der ganzen Insel hielten.

Die Besteigung dieses oft genannten Berges hatte ich mir für den zweiten Tag meines Aufenthaltes in Trapani fest vorgenommen, sollte es auch nur sein, um einmal auf der Stelle des berühmten Tempels der Erycinischen Venus zu stehen, und noch heute empfinde ich eine wahre Genugthuung, dafs ich meinen Vorsatz ausführte. Tritt uns doch der Tempel so häufig in den Schriften der Alten entgegen; war doch gerade dieser Tempel ihrer Stammutter bei den Römern so angesehen.

Der Tempel ist, wie der Kultus, sicherlich phönizischen Ursprungs, wenn auch die Sagen darüber verschieden lauten und die Römer begreiflicher Weise diejenige Sage begierig aufgriffen und ausbeuteten, welche den als ihren Ahnherrn in Anspruch genommenen Aeneas zum Stifter macht. Auch Holm spricht sich in seiner vortrefflichen ‚Geschichte Siciliens im Altertum' dahin aus, dafs Phönizier den Kultus der Erycinischen Venus nach Sicilien brachten. Die Einrichtung des sinnlichen Kultus aber und der Reichtum und Glanz des Tempels sind uns sicher bezeugt. Aus Diodor, Strabo, Aelian, Pausanias, Athenäus ersehen wir, welches Interesse die Alten für diese Kultusstätte hatten. Goldene und silberne Geräte werden als im Überflusse vorhanden geschildert. In grofser Zahl verrichteten Tempeldienerinnen (Hierodulen) ihren heiligen, für uns sehr unheiligen Dienst. Scharen von Tauben wurden gehalten, welche jedes Jahr ‚acht Tage lang vom Tempel und von der Insel überhaupt fern blieben. Während dieser Zeit, so glaubte man, weilte die Göttin selbst in Afrika. Am neunten Tage kam die ganze Schar zurück, unter der Anführung einer roten Taube, unter deren Gestalt Aphrodite selbst verborgen gedacht wurde. Der Tag der Entfernung der Göttin ward unter dem Namen Anagogia festlich begangen, der der Wiederkehr unter dem Namen Katagogia natürlich noch viel festlicher.'

War der Tempel bei den Karthagern angesehen, so nahm er unter der römischen Herrschaft noch sehr erheblich an Ansehen und Bedeutung zu. Es schmeichelte dem Stolze der Römer, dafs sie ihn mit einigem Scheine von Berechtigung mit ihrem Stammheros in Verbindung bringen konnten, weshalb sie ja auch selbst in Rom der Erycinischen Venus Tempel errichteten. So wundert es uns freilich noch weniger, dafs die römischen Beamten, wenn ihr Amt sie nach Drepanum führte, den Tempel zu besuchen und zu beschenken so leicht nicht versäumten.

In der Kaiserzeit geriet aber der Tempel doch in Verfall, und jetzt ist er bis auf zwei geringe Reste verschwunden, aus denen wir leider über den Baustil nichts ersehen

können. Aber ist auch der Tempel verschwunden, geblieben ist die herrliche Lage hoch auf der Spitze des freistehenden Berges. Man überblickt nach Osten ein grofses Stück der Insel, bis in der Ferne höhere Berge den Blick aufhalten. Nach Norden sieht man über eine wohlangebaute Ebene hinweg und hin auf hohe Vorgebirge, die hier mit ihren phantastischen Formen das Meer verdecken. Im Westen liegt tief unten die von den Häusern der Stadt besetzte Sichel, darüber hinaus das unbegrenzte Meer mit den aufragenden Felsen nach dem Strande zu und den Ägatischen Inseln in der Ferne. Im Süden endlich die breite, grüne Küstenebene, noch bis über das sich vordrängende Marsala hinaus zu erkennen. Die Lage des Tempels auf diesem Berge, der im häufigen atmosphärischen Wechsel bald in hellster Luft strahlt, bald von dunkel leuchtenden Wolken umgeben wird, die dann von Zeit zu Zeit zerreifsen und den Blick auf Meer und Land eröffnen, die Lage auf diesem Berge, der in der glühenden Beleuchtung der aufgehenden und untergehenden Sonne wie im milden Lichte des Mondes weithin über das Meer glänzt, war für einen Kultus, welcher so mächtig die Phantasie erregte, im höchsten Grade entsprechend.

Mit diesem Eindruck haben schon andere die Stätte verlassen. Mit diesem Eindrucke verläfst man sie auch dann, wenn man, wie ich, nicht gerade vom Wetter begünstigt wird. Im strömenden Regen hatte ich den fast dreistündigen Marsch von Trapani bis auf die Spitze des Berges zurückgelegt. Doch konnte ich noch mit meinem Schicksal zufrieden sein. Gerade oben auf dem Berge machte der Regen von Zeit zu Zeit längere Pausen, und dann war der Blick durch die immer von neuem sich teilenden Wolken bei der Reinheit der Luft besonders schön. Nach den Taubenscharen freilich, welche auch heute noch den Berg ihrer einstigen Gebieterin umflattern sollen, sah ich mich vergeblich um. Ob sie vielleicht dem Wetter doch nicht trauten und lieber in ihren Schlupfwinkeln blieben? Die Geistlichen haben sich, wie ich aus dem oben angeführten Schriftsteller entnehme, vergebens bemüht, die für sie teuflischen Vögel zu bannen.

Die jetzige Stadt ist nach dem heiligen Julian benannt. S. Giuliano soll einst einen Sturm der Saracenen abgeschlagen haben, und zwar mit einer Meute Hunde. Auch dieser Glaube scheint mit der heidnischen Überlieferung in Verbindung zu stehen. Hunde waren der Göttin des Tempels heilig. Übrigens tragen Stadt und Berg genau denselben Namen.

Es würde mich nicht wundern, wenn Monte S. Giuliano seinen antiken Namen wieder hervorholen sollte. Findet man doch bei so manchen italienischen Städten das Bestreben, an die verloren gegangenen Namen, die sie im Altertum trugen, wieder anzuknüpfen. So nennt sich z. B. S. Germano jetzt auch Cassino oder S. Germano di Monte Cassino, und das Städtchen S. Maria hat den alten Namen, der ihm im Laufe der Jahrhunderte abhanden kam und auf das benachbarte Casilinum überging, als Capua vetere seinem modernen Namen hinzugefügt.

Unser Bergstädtchen ist zwar nicht so klein, als man zu vermuten geneigt ist, macht aber durch seine engen und steilen Strafsen, noch mehr durch die finsteren, niedrigen, aus grofsen Kalksteinblöcken erbauten Häuser einen fremdartigen und entschieden unheimlichen Eindruck, namentlich gleich beim Eintritt durch das finstere Thor.

Die Einwohner überraschen durch ihre originelle Tracht und speziell die Frauen durch ihre Schönheit So sagen wenigstens Reisehandbücher. Ich für mein bescheidenes

Teil bin um beide Überraschungen gekommen. Ich habe nichts von einer den Bergbewohnern eigentümlichen Tracht und leider auch nichts von Frauenschönheiten wahrgenommen. Was ich von der Tracht sah, waren nur die wohlbekannten Mäntel, die man allenthalben auf der Westhälfte Siciliens trifft und die mit ihren das Gesicht einhüllenden Kopfstücken freilich seltsam genug aussehen. Über die Schönheit der dortigen Frauen — sie sollen die schönsten Siciliens sein — kann ich noch weniger ein Urteil abgeben. Wer wird aber auch den Anspruch erheben, dafs ihm gleich jeder kurze Aufenthalt Erfahrungen bringen soll, die zu einem Urteile über die Frauenschönheit eines Ortes berechtigen, und gar bei Regenwetter! Ja wenn noch zufällig irgend ein Volksfest gewesen wäre. Aber manche Reisenden haben doch — so scheint es — überall das denkbar gröfste Glück, sehen an jedem Orte, auch in dem öden Bergstädtchen, zu jeder Zeit gleich alles Charakteristische auf einmal. Die Glücklichen!

Wenn ich nun auch nicht zu jenen alles sehenden Reisenden gehörte, so kann ich doch dem vielleicht schon ungeduldigen Leser von Monte S. Giuliano mit einem kleinen Reiseerlebnis dienen, das ein Beispiel sicilianischer Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit und zugleich der cortesia italiana überhaupt sein mag. Wie schon erzählt, war ich zufällig in Trapani mit einem Reisegefährten, der, beiläufig bemerkt, eine Lehrerstelle in Syrakus aufgegeben hatte, um sein Los als Steuereinnehmer auf einer der Ägatischen Inseln, auf der Insel Favignana, zu verbessern, zufällig also war ich mit dem jungen Manne abends in einer Restauration wieder zusammen gekommen. Hier machte er mich mit einem Lehrer der dortigen technischen Schule bekannt, und kaum hörte dieser neue Bekannte, dafs ich Monte S. Giuliano besuchen wollte, als er mir sofort eine Empfehlung an seinen dort wohnenden Freund anbot. Er führte mich noch an demselben Abend in sein Haus, um mir den Empfehlungsbrief zu schreiben und auch Handschriftliches von Machiavelli zu zeigen. Als Gastgeschenk übergab er mir eine von ihm gegen das Duell geschriebene Broschüre. Die erhaltene Empfehlung sollte mir weit mehr, als ich anfänglich dachte, von Wert sein. Denn in der modernen Stadt auf dem klassischen Berge fand ich mich bald in der gröfsten Verlegenheit. Ich wollte mich zu den Sehenswürdigkeiten führen lassen, konnte mich aber mit den Leuten wegen des mir völlig fremden Dialektes nicht verständigen. Der Wirt des Kaffees, das ich mit Mühe gefunden, die Leute auf der Strafse, sie verstanden mich nicht, ich sie nicht. Es war eine unbehagliche Situation in der fremdartigen und finsteren Stadt bei dem unfreundlichen Wetter. Da gedachte ich des Empfehlungsbriefes. Der liebenswürdige Mann, den ich als einen Beamten unschwer fand, unterbrach sofort fast für den ganzen Tag seine Geschäfte. Er begleitete mich stundenlang trotz des strömenden Regens und zeigte mir vieles, worauf ich von selbst nicht gekommen wäre. Zum Schlusse verschaffte er mir ein sicilianisches Fuhrwerk, einen zweirädrigen mit einem Maulesel bespannten Karren, in welchem ein freistehender Stuhl den Sitz vertreten mufste, und rüstete mich mit dem blauen sicilianischen Mantel aus, der mich mit seiner Kapuze gegen den immer von neuem losbrechenden Regen schützen sollte. Er hatte gar nicht gefragt, wie ich zu der Bekanntschaft mit seinem Freunde gekommen war. Er sah nur den Fremden, dem er behilflich sein konnte, er fühlte sich ihm bald als Freund, und wir schieden nach dem kurzen Zusammensein unter den herzlichsten Umarmungen und — Küssen. Nach meiner Rückkehr schrieb ich dem gastfreundlichen Manne, um ihm noch

einmal zu danken und ihm meine Photographie, um die er gebeten hatte, zu schicken. Er antwortete in einem Tone, der uns Deutsche auch dann durch seine Wärme, durch sein Feuer überraschen würde, wenn wir ihn in einem wirklichen Liebesbriefe fänden. ‚O! quanto grata', so beginnt er, e dolce mi riuscì la di Lei sorpresa! La di Lei carissima lettera risvegliò in me la sua grata memoria; nel legerla mi sembra conversare secolei ed udire il racconto del suo viaggio . . . . . Signore, i nostri cuori s'intesero di primo slancio, Ella mi affassinò, mi sedusse colla sua amabiltà, colla . . . . . Ho l'ardire fermare e cullare il desidero di stringerla un' altra volta ancora al mio seno e trattenermi secolei e bearmi . . . . . Und dem Briefe waren die bis dahin erschienenen Bände des Werkes beigefügt, welches der gelehrte Pater Giuseppe Castronovo über die Natur und die Geschichte des Eryx, seines heimatlichen Berges, herausgegeben hat. Sie waren beigefügt als Geschenk ‚ad imperitura riconoscenza ad amicizia', wie der liebenswürdige Mann sich ausdrückt. Wir haben noch öfter Briefe gewechselt, und auch diese Zeilen sollen dem Gastfreunde auf dem Berge Eryx einen Gruſs bringen. Seinen Namen will ich an diesem Orte nicht nennen. Ich glaube damit seiner Denkungsweise zu entsprechen. Eine nachträgliche Disciplinaruntersuchung wegen versäumten Dienstes würde er für den Fall einer Veröffentlichung wohl nicht zu befürchten haben.

Aber auf die Förderung, die ich ihm bei meiner kleinen Expedition verdanke, muſs ich noch einmal mit einigen Worten zurückkommen.

Mein Führer brachte mich unter anderem auch nach dem Museum, von dem ich aus keinem Reisehandbuch etwas hätte erfahren können. Die Stadt, welche nicht länger gegen so viele andere italienische Städte zurückstehen wollte, hatte es seit einigen Monaten angelegt. Die Sammlung war, wie zu erwarten stand, noch klein, enthielt aber doch mehrere wertvolle und gerade an Ort und Stelle interessante Gegenstände. Zugleich hatte mein Führer auch die Anwesenheit des Pater Castronovo im Museum vermutet, mit dem er mich bekannt machen wollte, und seine Vermutung traf zu meiner Freude zu.

Nicht minder förderlich war mir die Unterstützung meines Gastfreundes bei der Besichtigung der Mauern der antiken Stadt Eryx. Sie befinden sich unterhalb der jetzigen Stadt. Man kann also drei Bebauungsstufen des Berges unterscheiden: die antike Stadt zu unterst, in der Mitte die moderne Stadt und auf der höchsten Spitze der Tempel sowie ein mittelalterliches Kastell. Die ganze Bebauung zieht sich von Westen her den Berg hinan. Man wollte stets den Blick nach dem Meere haben.

Von den antiken Mauern sind noch bedeutende Reste vorhanden, und diese Reste erregen Staunen durch die ungeheuere Gröſse der rohen Steinblöcke und Steinbalken, aus denen sie aufgeschichtet waren und welche teils noch in ihrer alten Lage verblieben sind, teils malerische Zusammenstürzungen bilden. Die Bauart bringt dem Betrachter das hohe Alter der Gründung lebhaft zum Bewuſstsein und bestätigt für sich allein schon die Worte, mit denen Castronovo die Geschichte seiner Vaterstadt beginnt: La storia di Erice si perde nella caligine dei tempi eroici, e mostra le impronte di una remotissima antichità. Es sind cyclopische Mauern. In unregelmäſsigen Zwischenräumen war eine Art viereckiger Türme eingefügt, von denen noch zahlreiche Spuren zu sehen sind, und an mehreren Stellen

trifft man pforten- oder thorartige Öffnungen, welche aus nur drei Steinbalken, zwei senkrechten und einem horizontalen, bestehen.

Um die Mauerreste etwas mehr als oberflächlich zu besichtigen, mufs man bald bergauf, bald bergab steigen, bald über die Blöcke hinwegklettern, bald durch die Öffnungen hindurchgehen. Da zeigte sich der Wert der Führung. In der kurzen Zeit hätte ich mich auch bei günstigem Wetter kaum genügend zurecht finden können. Nun aber hatte der Regen den Boden erweicht und die Steine noch schlüpfriger gemacht, als sie schon an sich sind. —

Schon während der Rückfahrt vom Berge begann sich das Wetter aufzuklären. Der Regen, den mir übrigens mein sicilianischer Mantel trefflich abhielt, liefs allmählich nach, und als ich mit meinem pompösen Gefährt in Trapani wieder einzog, trat das herrlichste Wetter ein. Ich überwand die Ermüdung des Tages und machte gegen Abend noch einen tüchtigen Spaziergang, um den Anblick, den ich vor meiner Ankunft schon vom Schiffe aus und dann vom Berge herab gehabt hatte, vom Lande aus, so viel als möglich, zu wiederholen.

Nach dem Meere zu war die Beleuchtung des Standes der Sonne wegen zwar nicht günstig, aber deutlich genug lagen doch die Ägatischen Inseln da, und ich prägte mir nochmals ihre schönen und interessanten Formen ein: im Südosten das langgestreckte Favignana (Aegusa) mit seiner die gleichnamige Stadt bergenden Bucht; rechts davon, gerade im Westen, das steile Levanzo (Phorbantia), das als eine kompakte Masse aus dem Meere emporsteigt; dahinter, weit dahinter das viel höher ragende Marettimo, die Meerinsel (Maritima), wie sie die Römer ihrer Lage wegen nannten, während sie von den Griechen den Namen Hiera erhalten hatte.

Fast mehr aber noch als die Ägatischen Inseln interessierte mich das Inselchen Asinello. So heifst die Klippe, deren Anblick mir am vorhergehenden Tage die schäumenden Wogen entzogen hatten und auf welche mit grofser Wahrscheinlichkeit eine Stelle im fünften Buche der Aeneis bezogen wird. Der Wind hatte sich, schon ehe das Regenwetter eintrat, völlig gelegt. Spiegelglatt schien sich die unermefsliche Meeresfläche auszudehnen. Und wirklich, ganz deutlich hob sich das niedrige Eiland aus der ruhigen Fläche empor:

Est procul in pelago saxum spumantia contra
Litora, quod tumidis submersum tunditur olim
Fluctibus, hiberni condunt ubi sidera Cori;
Tranquillo silet inmotaque attollitur unda
Campus et apricis statio gratissima mergis.

Landeinwärts schweiften meine Blicke über die wellenförmige Fläche, welche sich bis zum eigentlichen Fufse des Eryx ziemlich weit hinzieht und die, wie der Berg, von der sinkenden Sonne wunderbar beleuchtet war. Hier hätte ein Aeneas leicht einen passenden Platz finden können, wenn er zu Ehren seines verstorbenen Vaters Kampfspiele veranstalten wollte. An mehr als einer Stelle sind ‚grasige Gründe' vorhanden, die mit den sie umgebenden Bodenanschwellungen natürliche Amphitheater abgeben könnten.

Hoc pius Aeneas misso certamine tendit
Gramineum in campum, quem collibus undique curvis

Cingebant silvae, mediaque in valle theatri
Circus erat; quo se multis cum milibus heros
Consessu medium tulit exstructoque resedit.

Nur nach den bewaldeten Hügeln sah ich mich vergebens um. Aber das Verschwinden der Wälder wäre unschwer zu erklären, und sonst stimmte alles, auf dem Lande sowohl wie in der See, mit der Schilderung überein, welche die angeführten Verse des römischen Nationaldichters enthalten. Wie freute ich mich schon im voraus auf die Vergilstunden in Sekunda, die ich doch nach der Rückkehr von dieser Reise noch für so manche andere Stelle etwas lebendiger geben zu können hoffen durfte. Und auch für so manchen anderen Unterrichtsgegenstand liefs mich ein Besuch Siciliens diese Hoffnung hegen.

Wer die Insel besucht, um die berühmten Stätten des Altertums und namentlich die Tempelreste zu sehen, der wird von Trapani aus seine Schritte lenken nach einer zerstörten griechischen Kolonie, auf der sich keine neue Stadt erhoben hat und von der nur Trümmer erhalten sind, aber Trümmer — Tempeltrümmer, — welche durch die Grofsartigkeit des Zerstörungsbildes, welches sie uns vor Augen führen, einen tief ergreifenden Eindruck machen.

Ich meine das vor mehr als dritthalb Jahrtausenden gegründete Selinus, italienisch Selinunte.

Wir wählen diesmal den Landweg, lieber Leser. Das giebt Abwechselung, und wer möchte auch wohl in Trapani beinahe eine Woche auf den nächsten Dampfer warten? Übrigens würde das Warten auch gar nichts nützen, da an der Stätte von Selinus, der einst so blühenden Griechenstadt, der Dampfer niemals anhält und niemals von einem Bote erwartet wird.

Die Entscheidung über die Art der Landreise fiel mir nicht gerade schwer. Eine Fufstour darf man auf Sicilien im Mai nicht wagen und noch weniger im Juni. Die Hitze könnte einem solchen Wagnis doch gefährlich werden. Die Fahrt mit einem Privatfuhrwerke schien mir anfänglich nicht sicher genug, weniger sicher als die anspruchslosere Fufswanderung sein würde. Ich beschlofs daher, mich der italienischen Post anzuvertrauen, unbekümmert um den üblen Ruf, in welchem sie steht. Ja ich war sogar begierig, auch diese Einrichtung kennen zu lernen, und fand bald, dafs die grofsen Postkasten allerdings keine Muster von Bequemlichkeit und Eleganz sind, auch die Fahrten manches an Pünktlichkeit zu wünschen lassen, letzteres um so mehr, da Personenposten, wie überall in Italien, Privatunternehmungen sind. Aber solche und andere Unbequemlichkeiten darf man auf Sicilien nicht scheuen, und schliefslich wird man sich noch durch die vielfache Gelegenheit zu Volksstudien entschädigt finden, welche die originellen Postillone und die bunt zusammengewürfelten Passagiere bieten.

Am frühen Morgen verliefsen wir Trapani und konnten, sobald wir vor den Thoren waren, noch die Anlagen zur Gewinnung des Meersalzes sehen, mit dem die Stadt, wie schon bemerkt, einen lebhaften Handel treibt: zahlreiche durch schmale Dämme getrennte, flache Gruben, in welche das Meerwasser zur Verdampfung an der heifsen sicilianischen Sonne geleitet wird. Dann ging es, indem die Bergformation der Insel hier, zum Unterschiede von der Nordküste, weiter vom Meere zurückblieb, durch Olivenpflanzungen, die so ausgedehnt waren, wie man sie nur in Mittelitalien oder an der Küstenstrecke von Pisa nach Genua erblicken kann. Und unter diesen fruchttragenden Bäumen findet man üppig wachsende Wein- oder Waizenfelder. Ortschaften sahen wir wenige, ja bis zu dem 31 Kilometer entfernten Marsala fuhren wir nur durch eine einzige Ortschaft. Aber zahlreiche Landhäuser tauchten aus dem üppigen Grün auf, namentlich nach dem Meere zu. Sie erinnern noch jetzt an die Zeit der Saracenen und kündigen sich schon von weitem durch hochragende Dattelpalmen an. Was aber der Gegend einen besonders fremdartigen Charakter verleiht, hier wie an vielen Stellen Siciliens, das sind die hohen Hecken von Opuntien und Agaven, die fast überall die Wege begleiten, die Felder abgrenzen und in dichten Wänden die Landhäuser schützen, aber auch um ihrer selbst willen angebaut werden, wie das namentlich an der Ostküste in ausgedehnter Weise geschieht.

Die Opuntie ist eine von den Sicilianern durchgängig indische Feige genannte Cactusart, bei uns, wie auch die Agave, als Topfpflanze bekannt. Aber in Sicilien erheben sich baumhoch ihre vielverzweigten holzigen Stämme, und sie treibt aus ihren glänzendgrünen, dickfleischigen, stachligen Scheibengliedern aufser einer kleinen gelben Blüthe auch eine säuerlich schmeckende Frucht, welche den Einwohnern zur Nahrung dient. Noch höher hebt die Agave ihre Blütenstengel aus den schlanken, hechtblauen, ebenfalls stachligen Blättern empor. Auch diese Pflanze wird verwertet. Aus ihren Blättern werden Stricke verfertigt. Oft sieht man beide durch einander gewachsen, manchmal noch durchzogen von Rosen- oder Brombeergesträuch. Es ist fast unmöglich, solche Hecken zu durchdringen.

In der Mitte zwichen Trapani und Marsala kamen wir durch eine Heide, aber eine Heide, die nicht, wie bei uns, mit Erika, sondern mit Fenchel, Orchideen und besonders Zwergpalmen bedeckt war. Von dieser sich nach dem Meere zu allmählich senkenden Ebene aus sahen wir die ferne Insel Favignana genau in westlicher Richtung liegen, und bald erblickten wir auch in der Nähe eine Insel, eine langgestreckte, schmale, niedrige Insel, welche sich vor dem hier bogenförmig zurücktretenden Lande hinzieht, indem sie den Bogen im Norden und Süden beinahe zuschliefst. In der auf diese Weise gebildeten grofsen und wohlumschlossenen Lagune, lo Stagnone genannt, befinden sich mehrere Felseninseln. Die gröfste derselben, Isola S. Pantaleone, liegt nach dem Lande am nächsten. Sie fiel mir, wie natürlich, am meisten in die Augen, und so hatte ich, wenn auch nur im schnellen Vorbeifahren, sicher und deutlich die Stätte gesehen, auf welcher die uralte phönizische Gründung Motye lag, die unter der spätern karthagischen Herrschaft zu einer überaus reichen und glänzenden Stadt sich entwickelte, aber schon im Jahre 397 vor Christi Geburt, und zwar von dem älteren Dionys, zerstört und von den Karthagern, welche im Jahre darauf die Insel zurückeroberten, nie wieder aufgebaut wurde. Sie gründeten dafür auf dem acht Kilometer weiter südlich gelegenen Vorgebirge eine andere Stadt, und diese, Lilybaeum, wird durch das jetzige Marsala bis auf den heutigen Tag fortgesetzt.

Aufser der obenerwähnten Heide, die den Namen Falconara führt und auf welcher Friedrich II. von Arragonien 1299 das französisch-päpstliche Heer besiegte, fuhren wir noch einmal durch Heideland, dann aber zeigten sich die fruchtbaren und reich angebauten Gefilde von Marsala.

Je näher wir der durch ihren Wein weltbekannten Stadt kamen, um so ausgedehnter wurden die Weinpflanzungen, etwa wie in der Provinz Sachsen die Zuckerrübenfelder. Ich freute mich die Reben zu sehen, deren feurigen und dem Madeira an Geschmack sehr ähnlichen Saft ich bisher auf Sicilien ausschliefslich getrunken hatte. Freilich macht der Wein hier nicht den festlichen Eindruck der im übrigen Italien sich guirlandenförmig von Baum zu Baum ziehenden Weinranken. Er wird niedrig gehalten, gedeiht aber um so viel besser und wird namentlich noch feuriger. Zur rationelleren Kultur des Weins haben die Engländer viel beigetragen. Grofse Strecken des Weinlandes sind hier in den Händen von englischen Besitzern oder liefern ihnen die Trauben und haben den klugen Unternehmern Millionen eingebracht.

In Marsala wurde gehalten, und der Postillon kündigte eine halbstündige Rast an. Schnell ging ich die schnurgrade Hauptstrafse herunter zum Thore hinaus und an den Meeresstrand, um mich zu überzeugen, dafs man von dem bekannten Vorgebirge, welches den westlichsten Punkt der Insel bildet, als einer Erhöhung nichts sieht. Dafür nennt Vergil die vorliegende Wasserfläche mit Recht ‚vada dura . . saxis Lilybeïa caecis'. Denn unter der Meeresfläche setzt sich der ganz niedrige, flache Felsenboden, auf welchem die antike Stadt (teilweise im Wasser) gegründet wurde, noch mehr als vier und einen halben Kilometer weit in seiner vollen Breite fort. Nach kurzem Verweilen wandte ich mich zur Stadt zurück und gestattete mir nur einige Minuten am Thore, welches durch eine Inschrift an Garibaldi erinnert, der bei Marsala am 11. Mai 1860 landete und mit diesem Tage, der überall auf Sicilien als Festtag gefeiert wird, seinen glänzenden Siegeszug durch die Insel begann. Ich mufste eilen. Die festgesetzte Aufenthaltszeit war fast verstrichen. Durch die überaus regelmäfsig gebaute Stadt, deren Viereck durch zwei sich senkrecht schneidende Hauptstrafsen in vier fast gleiche Teile geteilt wird, fand ich mich zwar leicht genug zu dem Gasthause zurück, auf dessen Hof der Postwagen gefahren war, und hatte auch die Genugthuung, die Abfahrt nicht versäumt zu haben. Aber obgleich die Post immer in den nächsten fünf Minuten abfahren sollte, sie blieb und blieb, und schliefslich war vom Momente meiner pünktlichen Rückkehr ab eine volle Stunde verstrichen. Das ging doch noch weit über süddeutsche Gemütlichkeit. Wie gerne hätte ich mir in dieser Stunde die althistorische Stätte, in der ja auch Cicero als Quaestor der Westhälfte Siciliens seinen Wohnsitz hatte, noch näher angesehen! Wie gern wenigstens die Reste der antiken Befestigung besichtigt und einen Blick auf die antiken und altchristlichen Gräber geworfen, welche sich in den der Stadt ganz nahe gelegenen Steinbrüchen finden! Ich mufste mich mit dem kleinen Leben der Gegenwart trösten, das aber doch durch die zahlreich im Gasthause versammelten Gäste und durch die bunten Scenen auf dem nahen Marktplatze — es war ein Sonntag — nicht wenig Stoff zu interessanten Beobachtungen bot.

Hinter Marsala fuhren wir zunächst zwar auch durch Weinfelder und Olivenhaine, aber bald hörte die Bebauung auf. Während sich vor dem Meere niedrige Sandhügel er-

hoben und die herrliche Aussicht versperrten, die wir fast während der ganzen bisherigen Fahrt auf die wunderbar erschimmernde unendliche Fläche gehabt hatten, traten nach dem Lande zu die Berge immer weiter zurück. Aber die immer breiter werdende Ebene ist bis zu dem weinreichen Gebiete des achtzehn Kilometer von Marsala entfernten Mazzara fast nichts als Heide. Nur hin und wieder sind einige Strecken zu Weinanpflanzungen umgeschaffen, sonst überall Orchideen, Gestrüpp von wilden Oliven und Myrten, am meisten wieder Zwergpalmen. Es machte auf mich einen eignen Eindruck, hier als Unkraut zu finden, was ich bis dahin nur als Zierpflanzen gesehen hatte. Ich mufste an ein kleines Gegenstück denken. In einem der herrlichen Gärten Palermos hatte mich ein deutscher Botaniker auf mehrere Töpfe aufmerksam gemacht, in denen unsere Brennessel sorgfältig gezogen wurde. Sie kommt, bemerkte der sicherlich sachkundige Herr, wild nirgends auf der Insel vor. — Übrigens wissen die Sicilianer die Zwergpalmen wohl zn verwerten. Aus den fächerartigen Blättern machen sie kleine, niedliche Besen, und die zarten Enden der Stengel, welche ein erfrischendes Mark enthalten, sowie die traubenartigen Früchte werden gegessen. Bei einer anderen Gelegenheit lernte ich von einem Sicilianer, wie das Mark aus den Stengeln herausgenommen wird. Der Geschmack war ähnlich dem der nicht ganz reifen bitteren Mandeln, die man oft zum Essen vorgesetzt erhält, aber etwas milder.

Die ansehnliche, über 42000 Einwohner zählende Stadt Mazzara, die alte Grenzfestung des Selinuntier gegen das karthagische Gebiet, erreichten wir noch am hellen Tage. Sie bietet, noch mehr als schon Marsala, einen für eine gröfsere Stadt sehr seltsamen Anblick dar. In einem ganz regelmäfsigen Viereck ist sie von elf Meter hohen Mauern umgeben, die in kurzen Abständen mit viereckigen Türmen versehen sind. Ein fremdartiger und doch aus dunkler Ferne bekannter Anblick. Gerade so hat man sich als Knabe eine Festung gedacht.

Aufenthalt wurde hier nicht angekündigt und auch wirklich nicht genommen. Sobald die Pferde gewechselt waren, ging es weiter, anfangs durch eine steinige Ebene, die aber doch an nicht wenigen Stellen die schon erwähnte Decke von Myrten, Oliven und Zwergpalmen trug. Dann wurde die Gegend immer fruchtbarer, und das nächste Städtchen, das uns schon von weitem aus üppigem Grün entgegenlachte, hat seinen Namen Campobello wohl nicht weniger von seiner fruchtstrotzenden Umgebung als von seiner schönen Lage erhalten.

Es wurde Abend, ehe wir die Stadt erreichten, von der aus ich die Tempel von Selinus aufsuchen wollte. Sie heifst Castelvetrano und hat zwar über zwanzig Tausend Einwohner, aber nur einen einzigen Gasthof, und der war dürftig genug.

Noch an demselben Abend mietete ich eine der zweirädrigen Karretten, die wir schon von Monte S. Giuliano her kennen und die mit ihren buntbemalten Wagenkasten für ganz Sicilien so charakteristisch sind. Der Vetturin erschien am anderen Morgen über eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit. Aber es war kein hartnäckiger Sünder. Er wollte durch verdoppelten Eifer sein Vergehen wieder gut machen. Also bindet er den frei im Wagen stehenden Stuhl mit grofser Geschäftigkeit, aber wenig Gründlichkeit fest, bedeckt ihn mit einem schnell herbeigeholten Ziegenfelle und sieht mich — seine anfängliche Zerknirschung war bereits bei den ersten Handgriffen gewichen — triumphierend an, durchdrungen von der Überzeugung, einen unerhört bequemen Sitz für mich geschaffen zu haben.

Neugierig, wie lange die flüchtig angebundenen und schon ziemlich mürben, dünnen Stricke halten würden, nahm ich Platz, den Moment erwartend, wo ich allein oder samt dem glatten Ziegenfelle ins Rutschen kommen würde, und fuhr mit dem festlich geputzten Maultiere dem Meere zu.

Anfangs setzt sich die Stadt noch in zahlreichen Landhäusern fort, welche sich vor oder in ihren üppigen Gärten zu beiden Seiten der Landstrafse erheben. Bald wurden die Gebäude seltener, aber immer ausgedehnter die Olivenpflanzungen, an den tieferen und nassen Stellen des Bodens durch Reisfelder verdrängt. Allmählich verliert sich die Bepflanzung. Es folgt niedriges Heideland, das hier aufser dem uns schon bekannten Gestrüpp noch wilden Wein trägt. Nach ungefähr zweistündiger Fahrt hebt sich der Boden, und plötzlich sehen wir, was das Ziel der Reise war: erst einzelne ragende Säulen, fast wie Kirchtürme zu schauen, dann um diese herum zwei, drei und immer mehr Trümmerhaufen, die von Felsblöcken gebildet scheinen. Dahinter das blaue Meer.

Stelle dir, lieber Leser, zwei ausgedehnte Hügelrücken vor, die von Norden nach Süden einander parallel auf das Meer zulaufen, indem der eine mit mäfsiger Neigung das feuchte Element erreicht, der andere aber sich mit jähem Felsensprunge herabstürzt, wobei er die tief unten aus dem Wasser vor ihm auftauchenden, zahlreichen Klippen von seiner Masse verloren zu haben scheint, und füge diesem Bilde noch hinzu, dafs die beiden Hügel durch ein sanft absteigendes, breites Thal von einander geschieden sind und aufser den Tempeltrümmern keine von weitem hervortretenden Reste alter Bebauung zeigen, während das einst die Hafenanlagen und vielleicht den Markt bergende Thal auch in der Nähe nur den Anblick einer üppig grünenden Sumpfniederung gewährt. Das ist die Stätte des alten Selinus.

Ringsum Einsamkeit. Nur zwei oder drei neuerbaute Häuser, Magazine und Wächterwohnung, sind in weitem Umkreise zu sehen. Die unten am Meere hinter dem östlichen Hügel gelegenen Fischerhütten verbergen sich noch unseren Blicken. Also weithin schweigende Einsamkeit, durch das herantönende Rauschen des unermüdlichen Meeres noch fühlbarer gemacht. Die Wohnungen der Menschen, die sich einst fröhlich hier ansiedelten, sind verschwunden; nicht verschwunden sind die Wohnungen der Götter, aber sie liegen in Trümmern. Das sind eben die Trümmerhaufen, die von ihrem ersten Erscheinen an unseren Blick mit unwiderstehlicher Gewalt auf sich zogen. Auf jedem der beiden Hügel liegen sie, hier zu dreien, dort zu vieren, in gerader Linie nach dem Meere hin, die einen im wirren Knäuel durch- und übereinander geworfen, die anderen weiter zerstreut, zwei vormals so glänzende Reihen von Werken menschlicher Kunst und Thatkraft, von Werken frommen und dem gemeinsamen Ganzen zugewendeten Sinnes, jetzt in ihren Trümmern fast die einzigen Überreste der einst so blühenden Stadt. Wahrlich ein Bild, das die Seele erschauern und erbeben macht, ein Bild, das mit ergreifender Gewalt die Vergänglichkeit des Irdischen predigt und uns alles Kleinliche vergessen läfst. Auch Rom mit den zahlreichen und gigantischen Spuren verschwundener Pracht und Gröfse hebt uns über uns selbst hinaus; aber tiefer ergreift, nachhaltiger demütigt und versöhnt mit den persönlichen Leiden die schweigende und doch so laut, so vernehmlich predigende Stätte der in den Staub gesunkenen Griechenstadt am einsamen sicilianischen Meeresstrande.

Doch gehen wir näher heran.

Zeigten sich uns von weitem die Trümmermassen grofsartig und gewaltig, so staunen wir in der Nähe die Wucht und Gröfse der einzelnen Teile an. Die steinernen Balken, die Säulenteile sind von einer solchen Wucht und Schwere, dafs sie jetzt ohne besondere Maschinen nicht aus ihrer Lage gebracht werden können. Um nur eines hervorzuheben, streckt man neben den am Bogen liegenden Säulen — nur wenige ragen noch aufrecht aus den Trümmern empor — den Arm in die Höhe, so reicht der Durchmesser noch über die Hand hinaus.

Der Sturz der Tempel rührt offenbar von einem Erdbeben her. Darum liegen auch an einzelnen Stellen die Säulen reihenweise, wie im tapferen Kampfe gefallene Krieger. An anderen Stellen, wo der Boden sich anders bewegte, sind sie, zusammen mit den Balken, Metopen, Triglyphen und Gesimsstücken, wild durcheinander und über die zerstörten Mauern hingestreckt. Einige der ungeheueren Kapitäle finden wir weit ins Feld hinausgeschleudert, wo der hohe sicilianische Weizen sich vergebens bemüht, sie den Blicken zu entziehen. Einen Teil des Osthügels nämlich sah ich mit Weizen bestellt, und die von dem Weizen umschlossenen Baustücke machten einen noch traurigeren Eindruck auf mich als die freiliegenden, welche doch eine gewisse selbständige Existenz haben und wenigstens malerische Trümmerhaufen bilden.

Nicht viele Mauerblöcke sind auf ihrer Stelle geblieben; doch die Anlage der Gebäude läfst sich überall deutlich erkennen. Wir wollen aber warten, bis wir zu besser erhaltenen Tempeln kommen, ehe wir uns den griechischen Tempelbau vergegenwärtigen. Jetzt nur noch die kurze Bemerkung, dafs die sechs grofsen Tempel von Selinus (an denjenigen Resten, die wahrscheinlich eine kleine Kapelle bildeten, ist ionischer Charakter nachgewiesen) sämtlich im dorischen Stile erbaut sind, dafs sie aus der älteren Periode der griechischen Baukunst stammen, zwei sogar aus dem siebenten oder dem Anfange des sechsten Jahrhunderts v. Chr., und dafs an ihnen Werke der Bildhauerkunst aufgefunden sind, welche zu den altertümlichsten der uns überhaupt von den Griechen erhaltenen gehören. So sind diese Tempel für die Geschichte der Architektur wie Skulptur von hervorragender Wichtigkeit.

Welches war denn nun aber das Schicksal jener Stadt, die schon in so frühen Zeiten so gewaltige Bauwerke schuf?

Die erste von den griechischen Kolonien in der Westhälfte der Insel, gelangte sie früh zu hoher Blüte. Ihr schnell sich ausdehnender Handel trug glänzende Früchte, und die reiche Handelstadt liefs es sich angelegen sein, auch durch ideale Güter das Leben zu schmücken, wie es nur immer griechische Städte verstanden. In Delphi und Olympia verkündeten die kostbarsten Weihgeschenke allen Hellenen den Reichtum der glücklichen Stadt. Ihre Münzen erinnern noch jetzt an die Wagensiege, welche Bürger der Stadt in Griechenland errangen. Am deutlichsten aber redet der Umfang von Selinus, redet die Zahl und Grofsartigkeit seiner Tempel zu uns.

Aber in ihrer vorgeschobenen Lage, unmittelbar an dem von den Karthagern besetzten Teile der Insel gelegen, fiel die Stadt dieser dem Griechentum feindlichen Macht zur Beute.

Die äufsere Veranlassung zu ihrem Untergange waren die fortwährenden Streitigkeiten mit dem angrenzenden Segesta. Wie viele Versuche haben die schwächeren Segesta-

ner nicht gemacht, fremde Hilfe gegen die verhafste Nebenbuhlerin aufzubieten! Freilich waren zunächst alle ihre Versuche vergeblich, und als sie bei dem leichtbeweglichen Volke der Athener Gehör gefunden hatten, da gereichte auch ihnen, den Ratgebern, der unglückliche Ausfall der bekannten Expedition zum Unheil. Schliefslich aber gelang es ihnen gegen Ende des 5. Jahrhunderts, die Karthager zum Vernichtungskriege gegen Selinus zu bestimmen. Bald lagerte ein ungeheueres Heer vor der unglücklichen Stadt, deren Mauern vernachläfsigt und deren handeltreibende Bevölkerung des Krieges entwöhnt war. Der Feind hatte Eile. Er wollte die Stadt vernichten, ehe sie Hilfe vom Osten der Insel her erhalten konnte. Darum ging er sofort zum Sturm über. Neun Tage lang hielten die Bürger, welche wohl wufsten, was ihnen im Falle der Niederlage bevorstand, das unausgesetzte Stürmen des überlegenen Feindes aus. Sie konnten das Eindringen der sich immer neu ersetzenden Scharen doch nicht hindern, und als die meisten Verteidiger im wütenden Strafsenkampfe getötet waren, fiel die Stadt der grauenvollsten Zerstörung anheim. Nach einiger Zeit durften sich zwar die wenigen, welche dem Blutbade entronnen waren, wieder auf der alten Stelle ansiedeln, aber die Stadt fristete unter karthagischer Herrschaft nur ein kümmerliches Dasein und ward im ersten punischen Kriege von den Karthagern zum zweiten Male zerstört. Im Anfange der römischen Kaiserzeit wird sie von einem Geschichtsschreiber ausdrücklich als unbewohnt bezeichnet, mufs aber später wieder Bewohner erhalten haben, da sie im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zum dritten Male, und zwar von den Saracenen, zerstört wurde. Die Saracenen nannten sie Rahl el Asnam, die Götzenstadt, auch eine Andeutung dafür, dafs die Tempel wahrscheinlich alle jene Zerstörungen überstanden hatten und erst von einer stärkeren Gewalt gestürzt wurden. Lange Zeiträume hindurch haben die einsamen Trümmer wenig beachtet dagelegen, bis sie zuerst in unserem Jahrhundert wissenschaftlich erforscht wurden, aber gleich beim ersten Versuche erforscht mit einer unvergleichlichen Hingebung. Zwei englische Baumeister waren es, welche sich hierdurch einen Namen erworben haben. Angell und Harris brachten einen ganzen Winter (1822/23) an Ort und Stelle zu, und der zuletzt genannte gab sein junges Leben für die Wissenschaft hin. Er blieb noch den Sommer 1823 und starb im Alter von 23 Jahren an der hier herrschenden Malaria. Die Arbeiten der verdienten Männer sind von Deutschen und Italienern würdig fortgeführt.

Die Rückfahrt von Selinus hatte ich mir ursprünglich in der Weise angesetzt, dafs ich rechtzeitig in Castelvetrano angekommen wäre, um noch an demselben Nachmittage von da weiter zu fahren. Ich konnte mich aber von der ergreifenden und der Welt so abgeschiedenen Stätte nicht trennen. Ich wollte mich sammeln und dann noch einmal zu den Resten der verschwundenen Griechenstadt gehen, wollte die Spuren der Burgmauer, des Theaters, der Gräber verfolgen und die Tempeltrümmer im Glanze der untergehenden Sonne sehen. Ein Quartier hatte ich in einem kleinen, reinlichen Hause unter den Fischerhütten gefunden, welche ich nach dem Besuche der beiden Stadthügel aufgesucht hatte. Den Wagen schickte ich zurück. Es kam mir nicht darauf an, den Weg nach Castelvetrano in der Frühe des folgenden Morgens zu Fufs zurückzulegen. Als Fufswanderer war ich noch sicherer als im Wagen. Überdies hatten mich nunmehr ziemlich zuverlässige Erkundigungen auf der Reise belehrt, dafs man die ganze Westküste ohne Gefahr bereisen könne.

Nie hat mich diese Änderung des Reiseplanes gereut. Der Rest des Tages brachte mir, was ich gehofft, in reichem Mafse. Auch traf ich beim zweiten Besuche der Tempel den hochverdienten Direktor der sicilianischen Ausgrabungen Cav. Cavallari, den ich in Palermo kennen gelernt hatte. Er war auf einer Inspektionsreise begriffen und fuhr nach kurzer Zeit wieder ab. Den Abend verbrachte ich in heiterer Unterhaltung mit meiner Wirtin, einer wackeren alten Frau, und deren Töchtern und Verwandten. Die Unterhaltung büfste an Heiterkeit dadurch ganz und gar nichts ein, dafs wir uns nur mit vieler Mühe verständigten. Die munteren Strandbewohner verstanden nur den sicilianischen Dialekt, in welchem ich zwar in Palermo durch die Lektüre einer Anzahl in diesem Dialekte geschriebener Zeitungsaufsätze einige Vorstudien gemacht hatte, aber doch bisher noch sehr wenig vorwärts gekommen war. Schliefslich behielt ich noch etwas Zeit, Briefe zu schreiben und an meinen sehr zurückgebliebenen Aufzeichnungen zu arbeiten.

Am anderen Morgen, nach einem prächtigen, wenn auch etwas warmen Marsche in Castelvetrano ziemlich früh angekommen, wurde ich von meinem Wirte mit einer mir anfangs nicht recht verständlichen Erregung begrüfst. Der wackere Mann war wegen meines Ausbleibens ernstlich in Sorge gewesen. Er hatte nach langem Warten am Abend sich am Morgen beim Vetturin erkundigt, war aber von Besorgnis doch nicht frei geworden. Mir wurde nicht recht klar, ob er dem Vetturin nicht völlig traute oder sich in dessen vielleicht unklaren Angaben nicht zurecht gefunden hatte. Noch aufgeregter war ein junger Mensch, eine Art Kellner in dem Gasthause. Er wollte die ganze Nacht hindurch gewacht haben. Wer sich aber am wenigsten beruhigen konnte, das war der rheinländische Handlungsreisende, der zugleich mit mir in der Post von Mazzara nach Castelvetrano gefahren war. Ein Handlungsreisender als Reisegefährte in Sicilien! Er hatte es mir sehr verargt, dafs ich mich wegen eines Ortes wie Selinus in Kosten und Gefahren stürzen wolle, wo doch gar nichts los sei, wie er von anderen gehört habe. Nun empfand er zwar einerseits eine nicht geringe Genugthuung, dafs er mit seiner Ansicht recht gehabt habe. Denn ich war in die Hände von Räubern gefallen. Das liefs er sich nicht ausreden. Er konnte sich nicht denken, dafs ich auf die Benutzung eines bezahlten Wagens verzichten und einen so weiten Weg zu Fufs zurücklegen könnte, blofs um in einem Orte wie Selinus noch etwas länger zu bleiben. So viel Thorheit traute er selbst mir nicht zu. Aber stärker noch als das Gefühl der Überlegenheit war jetzt bei ihm die Neugier, wie ich denn so schnell wieder frei gekommen sei. Was wird er nicht alles zu Haus erzählt haben! Etwas aber habe ich von dem Herren doch gelernt. Er reiste für eine Tuchhandlung und erzählte, dafs die Leute auf Sicilien meistenteils nur schlechte Stoffe kauften und gar nicht zu überzeugen wären, wie unvorteilhaft der Kauf wertloser Ware für sie sei! Und was er hinzusetzte, machte ihm wieder alle Ehre: er verdiene an diesen sicilianischen Extrastoffen fast noch mehr, aber die armen Leute thäten ihm leid.

Von Castelvetrano sollte es nun nach Palermo zurückgehen. Die Post fuhr erst 2 Uhr nachmittags ab, und das gab erwünschte Gelegenheit, das Tagebuch, mit dem ich trotz des Häuschens am Strande von Selinus noch immer nicht nachgekommen war, nunmehr zu Ende zu führen. Castelvetrano hat aufser seiner schönen Lage und seiner fruchtbaren Umgebung nichts von besonderen Sehenswürdigkeiten aufzuweisen. Da wurde es weniger schwer, einmal einen halben Tag im Zimmer zu bleiben. Die Zeit verstrich für die Bewältigung des Stoffes, den die letzten Tage gebracht hatten, fast noch zu schnell. Der freundliche Wirt begleitete mich zur Post, und wiederum begann das eigentümliche und lustige Fahren.

Die Italiener haben vielfache Ähnlichkeit mit den Kindern. Dem Postillon ist sicher das Fahren halb Spielerei. Denn wie soll man es anders erklären, dafs er den Berg zu Anfang im Galopp hinanjagt und bei längerem Steigen wenigstens ab und zu den langsamen Gang durch einen kurzen Galopp unterbricht, über die Brücken hinweg aber jedesmal Rofs und Wagen so laut als möglich donnern läfst? Er fühlt sich aber auch in seiner Würde als Lenker des grofsen, von drei bis fünf Pferden gezogenen Gerätes und will sich den Leuten mit Glanz zeigen. Darum läfst er beim Abfahren die Pferde steigen, fährt nur im Galopp aus dem Orte ab und hält es unter seiner Würde, anders als im Galopp unter fortwährendem Rufen, Knallen und Schlagen in einen Ort hineinzujagen, bei Tage oder bei Nacht. Wenn man oben neben ihm sitzt, um sich umzusehen in dem fremden Lande, so mufs man bei dem Jagen durch die engen Strafsen der Landstädte die Ellenbogen wohl hüten, um sie nicht in unangenehme Berührung mit den Häusern oder mit den in aller Eile flüchtenden Privatfuhrwerken zu bringen.

Aufser diesen Gefahren hatten wir jetzt — wenigstens nach den getroffenen Vorsichtsmafsregeln zu schliefsen — noch andere zu fürchten, und zwar etwas ernstere. Die Behörden hielten jedenfalls diesen Teil des Innern der Insel nicht für hinlänglich sicher. Deswegen die Vorsichtsmafsregeln. Doppelposten von Kavallerie begegneten uns an vielen Stellen und geleiteten zuweilen die Post eine gröfsere Strecke entlang. In engen Thälern erblickte man burgartige Wachthäuser, und Nachts, (bei der Weiterfahrt von Calatafimi,) nahmen zwei Mann Infanterie auf der Decke des Wagens Platz, während zwei Kavalleristen ununterbrochen die Post begleiteten. Diese militärischen Schutzvorkehrungen erinnern zwar sehr drastisch den Reisenden an die Möglichkeit von räuberischen Überfällen, gewähren ihm aber doch das Gefühl erhöhter Sicherheit. Am wenigsten sicher fühlten sich die Postillone und die Beschützer selbst. Ich hatte wiederholt Gelegenheit mit den Soldaten zu sprechen, wobei sie dann von einzelnen besonders hervorragenden Überfällen, die sie aber meist nur gehört hatten, mit grofser Ausführlichkeit erzählten. Es war ihnen offenbar in ihrer Beschützerrolle nicht sehr behaglich. Unter anderem sagten sie, es wäre für sechs bis acht Männer, die, hinter irgend einem Felsen versteckt, der Post auflauern wollten, ein Leichtes, die Bedeckung herunter zu schiefsen, und auf meine Frage, wozu dann der ganze militairische Schutz eingerichtet sei, antworteten sie, das wäre des moralischen Eindruckes wegen, um Überfälle zu erschweren. Und damit trafen sie auch das Richtige. Erschwert werden auf diese Weise den Banditen die Überfälle jedenfalls, namentlich da,

wo Wachthäuser und Patrouillen dicht aufeinander folgen. Auf einer mäfsig langen Strecke vor Monreale zählte ich zwanzig Doppelposten (Infanterie) und hörte dann auf zu zählen, da fast alle hundert Schritte ein Doppelposten zu sehen war. Aber gerade von Palermo nach Monreale und noch etwas über letzteren Ort hinaus galt die Gegend für besonders unsicher. Doch kam es dafür im Innern einige Male vor, dafs die Post vor dem Eingange in ein Thal anhielt und wartete, bis die Reiter herankamen, um zu melden, dafs die Strafse sicher sei.

Auch noch in einer anderen ungewohnten, aber sehr harmlosen Art wurde die Fahrt bisweilen unterbrochen. Erschien nämlich eins von den ausgedehnten Ackerstücken, die mit Puffbohnen bestellt waren, in der Nähe der Strafse, dann stieg der Postillon in der Regel ab und pflückte einige Hände voll der grofsen Schoten, um sich und seine Kinder damit zu laben. In der That, auch seine Kinder. Denn wiederholt safsen oder krabbelten neben mir auf dem geräumigen, zunächst für den Kutscher bestimmten Vorderraum dessen kleinere oder gröfsere Sprössling. Wollte er sie als zärtlicher Vater zu seiner Unterhaltung bei sich haben oder ihnen das Vergnügen des Fahrens verschaffen oder sie bei Zeiten in der edlen Fahrkunst unterrichten oder etwa der Mutter die Last der Beaufsichtigung abnehmen? — Übrigens verfehlten die Postillone nie, mir zuerst von jener Beute des Feldes anzubieten, indem sie an manchen Stellen die Zartheit der Früchte besonders anpriesen. Und wirklich sind die Puffbohnen gerade in Sicilien so zart, dafs man sie wie die grünen Erbsen roh essen kann. Noch erwünschter würde es den Rosselenkern gewesen sein, wenn sie Kohlrabi gefunden hätten, und selbst den Lattigsalat, den man auch in Mittelitalien die Leute zuweilen ohne Zubereitung aus freier Faust essen sieht, verschmähten sie nicht, wenn sie zugleich Wasser hatten, um ihn einigermafsen abzuspülen.

Die Fahrt ging nur durch einen kleinen Teil des Innern; aber an manchen Stellen erhielt man doch einen Begriff davon, weshalb die Insel die Kornkammer Italiens genannt werden konnte. Bis Calatafimi, meinem nächsten Reiseziele, kamen wir, wenn die Gegend nicht einen eigentlichen Gebirgscharakter annahm, durch wellenförmiges Terrain, und die ziemlich starken Erhebungen waren ebenso wie die breiten Senkungen mit unübersehbaren Weizenfeldern bedeckt. Freilich waren auch grofse Strecken von Hutung und noch gröfsere von Brachacker zu sehen. Es herrscht nämlich infolge des grofsen Umfanges der einzelnen Besitzungen, der schon in der römischen Zeit dem landwirtschaftlichen Gedeihen der Insel so hinderlich war, und infolge der Mittellosigkeit der kleinen Pächter eine Dreifelderwirtschaft, bei welcher jedes Jahr nur der dritte Teil des Landes zur Ernte bestimmt ist. Der unbestellte Acker aber und auch die Wege boten häufig jenen überaus lieblichen Anblick dra, der schon auf der Fahrt von Trapani nach Castelvetrano das Auge so sehr erfreut hatte. Prachtvolle Blumendecken breiteten sich aus, die von solchen Massen dichtgedrängter Blumen gebildet waren, wie ich sie kaum auf den Alpenwiesen in der Schweiz gesehen habe. Ich mufste an die Schilderung denken, welche Goethe von derselben Erscheinung giebt, die ihm in dieser Gegend, aber, wie es scheint, an anderen Stellen entgegentrat. Sein Reitweg führte ihn von Alcamo nach Castelvetrano meistens ostwärts von der jetzigen Poststrafse. Er bemerkt, dafs er (am 21. April) ausgeschlagene Feigenbäume gefunden habe, und fügt hinzu: ‚Was aber Lust und Bewunderung erregte, waren unübersehbare

Blumenmassen, die sich auf dem überbreiten Wege angesiedelt hatten und in grofsen, bunten, an einander stofsenden Flächen sich absonderten und wiederholten. Die schönsten Winden, Hibiskus und Malven, vielerlei Arten Klee herrschten wechselsweise, dazwischen das Allium, Galegagesträuche. Und durch diesen bunten Teppich wand man sich reitend hindurch, den sich kreuzenden unzähligen schmalen Pfaden nachfolgend.' Es ist unmöglich, von der Sache ein treffenderes und anschaulicheres Bild zu geben, und man möchte, wie überall bei Goethes naturwahrer und nicht nachzuahmender Darstellung, kein Wort missen oder hinzufügen oder ändern.

Die Ortschaften, durch welche wir fuhren oder die wir überhaupt sahen, lagen meilenweit auseinander, auf höheren Hügeln oder Bergen. Dörfer giebt es im Innern nicht, so wenig wie einen eigentlichen Bauernstand. Die Bevölkerung ist also in Landstädten zusammengedrängt, und diese gewährten zum Teil kein erfreuliches Bild. Die Häuser waren meist elend gebaut, zuweilen ohne jedes Fenster. Die Einwohner vollends machten einen fast unheimlichen Eindruck, wenn sie uns, vor ihren Häusern stehend, anblickten oder uns draufsen auf der Landstrafse auf ihren Eseln oder Maultieren begegneten. Beritten waren sie immer, selbst Frauen und Kinder, alle nach Männerart reitend. Auf einem Esel sah man mitunter Mann und Frau in ehelicher Eintracht. Der blaue Tuchmantel, mit dem nicht selten selbst die Frauen bedeckt sind, verhüllt mit seiner spitzen Kapuze den Kopf und oft auch das Gesicht, so dafs nur die Nase und die blitzenden schwarzen Augen der Dahintrabenden zu sehen sind.

Zwischen den wenigen Landstädten findet man keine einzelnen Gehöfte, keine Häuser. Nicht einmal Nothütten waren zu sehen. Sie werden von den oft sehr entfernt wohnenden Arbeitern nur zur Zeit der Weizenernte errichtet. Und endlich, kein Baum, kein Strauch war sichtbar. Alles kahle, wellenförmige Fläche, auch von den fremdartigen Cactushecken nur selten unterbrochen.

Diesen Charakter, der dem eigentlichen Innern der Insel allgemein eigen ist, behält die Gegend fast bis Calatafimi bei. Er wird aber, wie schon bemerkt, durch wirkliche Gebirgslandschaften unterbrochen. Am überraschendsten war gerade die erste Abwechselung, nämlich diejenige, welche das uralte Salemi, das sikanische Halikyai, in seiner malerischen Umgebung darbot. Durch vielfach gewundene und sich bald verengende, bald erweiternde Thäler fuhren wir zu der hochliegenden Stadt herauf und von ihr wieder herab. Gerade diese Thäler waren mit den prächtigsten Bäumen angefüllt. Der Kutscher, der doch die Fahrt schon so oft gemacht hatte, konnte sich nicht enthalten, auf den üppigen Baumwuchs hinzuweisen und auszurufen: ‚Com un giardino!' Und ob es nun der Ausdruck seiner Freude oder zufälliges Zusammentreffen war, bald darauf liefs er mit seiner freilich sehr rauhen Stimme in einförmig klagender Weise einige Volkslieder ertönen.

Das schon mehrmals erwähnte Calatafimi erreichten wir gegen Abend. Die Stadt tritt, zusammen mit dem kleinen Vita, das man kurz vorher passiert, in der neuesten Geschichte hervor. Hier (bei Vita) stiefs Garibaldi am 15. Mai 1860 mit den königlichen Truppen zum ersten Male zusammen und warf sie in heifsem Kampfe auf Calatafimi zurück. Noch in derselben Nacht räumte der neapolitanische General Landi die hochgelegene Stadt, über welcher in steiler Höhe ein von den Arabern angelegtes, jetzt als Gefängnis benutztes Kastell thront.

Calatafimi zählt ungefähr zehn Tausend Einwohner. Nur die Hauptstrafse sieht einigermafsen wohnlich aus, aber charakteristische Landschaftsbilder bietet die Stadt genug. Ganze Reihen von Häusern sind hart über einem hohen Abhange erbaut, und man erblickt von den Strafsen aus oft durch die offnen Thüren hindurch den der Stadt gegenüberliegenden und durch ein tiefes, breites Thal getrennten Höhenzug.

Die Wahl des Gasthauses machte wiederum keine Qual. Ich mufste schon in der Locanda Garibaldi bleiben, wenn ich auch bereits nach den ersten Minuten wufste, wessen man sich von dem Gegenbilde des ehrlichen Patrioten zu versehen hatte. Ja, das Gesicht gefiel mir auf den ersten Blick nicht. Ich accordierte also nicht nur den Preis für das Zimmer im voraus, was allgemein üblich, sondern fragte späterhin auch nach dem Preise des Essens und anderer Dinge, deren man bedarf Unerfreulich für den Gast. Ich liefs mir aber dadurch selbstverständlich die Stimmung nicht verderben, nahm lieber die Gelegenheit zu Charakterstudien wahr. Denselben Eindruck wie der Besitzer machte eine Art Haushälterin, welche die Stelle einer Hausfrau vertrat. Ich verlor den frohen Mut auch darüber nicht, dafs in mein Zimmer noch ziemlich spät ohne weiteres andere Reisende gesteckt wurden Es waren Sicilianer, artige Leute, die in ihrer Ungeniertheit, ohne es zu ahnen, noch interessantere Beobachtungsobjekte wurden. Am anderen Morgen zog ich es aber doch vor, durch besondere Verabredung und gegen Erhöhung des Preises bis zur Abfahrtszeit der Post (11 Uhr nachts) ausdrücklich für mich allein zu mieten, und als ich nun trotzdem am Abend nicht nur mein Zimmer anderen inzwischen angekommenen Gästen eingeräumt, sondern auch meine Sachen in das allgemeine Zimmer, zugleich Küche und Wohnstube des Wirtes, gesetzt fand, da wurde mir die Sache doch zu arg. Ich ging in eins der Casinos, die ich hier, wie an anderen Orten, bemerkt hatte, und bat die Herren um die Erlaubnis, meine Sachen für die kurze Zeit bis zum Abgange der Post herschaffen lassen zu dürfen. Nun einer der vielen Kontraste, die in Italien und besonders in Sicilien dem Reisenden entgegentraten: die Herren überboten sich förmlich in Liebenswürdigkeiten.

Der Gastwirt in Calatafimi war der erste in Sicilien, über den ich mich zu beklagen hatte. Auch aus den ferneren Reisetagen auf der Insel sind mir derartige oder nur entfernt ähnliche Fälle nicht in Erinnerung. Zuweilen waren die Preise übertrieben hoch. Das kommt ja auch anderwärts vor, und hier, in Sicilien, zeigte sich dabei noch eine Eigentümlichkeit, die man auch im übrigen Italien beobachten kann. Die Wirte hatten, um den Ausdruck zu gebrauchen, vorgeschlagen, auf eine uns freilich sehr wenig sympathische Art nur den Versuch gemacht, einen höheren Gewinn zu erzielen. Sie schenkten aber höflichen Einwendungen sehr williges Gehör, ja erwiderten wohl allen Ernstes: ‚Faccia al suo piacere', und da es dann doch zu sonderbar war, selbst den Preis zu bestimmen, so begnügte man sich wiederum mit einer geringen ‚riduzione,' wie der Ausdruck für Preisermäfsigung ist.

Aber auch so manche Fälle von besonders freundlichem Entgegenkommen habe ich nicht vergessen. Nicht vergessen habe ich unter anderem den braven Wirt in Castelvetrano, der einen sehr bescheidenen Betrag für Wohnung und Kaffee verlangte, mich zum Essen selbst in eine Trattorie des Ortes führte und zuletzt in dem Kaffeehause, in welchem er mir beim Warten auf den Abgang der Post Gesellschaft leistete, mich in liebenswürdigster Weise bat, eine

Tasse Kaffee von ihm anzunehmen. Und noch weniger vergessen habe ich die wackere Frau bei den Fischerhütten am Strande von Selinus, welche mir eine Rechnung aufschrieb, wie sie wohl selten ein Gast erhält. Sie hatte ihr Häuschen zu einem Gasthause eingerichtet und doch wie eine der Herrschaft rechnungslegende Wirtschafterin die zur Herstellung der Abendmahlzeit verwendeten Sachen einzeln angeführt, und zwar offenbar zu den Einkaufspreisen, darunter das Brennmaterial mit fünf centesimi = vier Pfennigen. Nur mit vieler Mühe konnte ich sie beim Bezahlen zur Annahme einer höheren Summe für Wohnung und Beköstigung bewegen. Die Rechnung aber bewahre ich mir heute noch zur Erinnerung auf. — So ist auch in dieser Beziehung Italien das Land der Gegensätze.

Von Calatafimi aus ist die Stätte des alten Segesta nur noch sechs Kilometer entfernt. Der Weg dahin führt über Berg und Thal; denn die Stadt lag auf einem ziemlich hohen Berge, der ringsum, zum Teil in weitem Abstande, von noch höheren Bergen umgeben ist. Ungefähr zehn Kilometer vom Meere entfernt, mufste sie eine besondere Hafenstadt haben, und diese war, wie schon früher bemerkt, auf dem Vorgebirge bei dem jetzigen Castellamare errichtet, welches man auf der Seefahrt von Palermo nach Trapani sehen kann.

Der Ursprung von Segesta — so lautet die ältere Namensform, zu der schon die Römer zurückkehrten — reicht, wie der des stammverwandten Eryx, weit in die vorgeschichtliche Zeit zurück, und wir haben auch hier keine bestimmten Zeugnisse für den Volksstamm, welchem die Gründer, gleichfalls die vielbesprochenen Elymer, angehörten. Vergil läfst die Stadt von Aeneas gründen, der sie mit denjenigen von seinen Begleitern, die der langen Irrfahrten müde waren, bevölkert und nach dem Namen seines Gastfreundes Acestes benannt haben soll. Wie in den späteren Gründungssagen der Stadt Eryx hat sich eben auch in der Sagengeschichte Segestas die Wanderung des Aeneas an den Kultus der Aphrodite angeschlossen. Aber die Aphrodite dieser Städte war ursprünglich die phönizische Astarte, ja vielleicht auch die persische Mylitta oder Tanais, und auf den Kultus einer solchen Aphrodite deutet unter anderem der Hund hin, welcher in den Sagen von Segesta eine Rolle spielt und auch auf dessen Münzen zu finden ist.

In der Geschichte tritt Segesta am meisten dadurch hervor, dafs diese Stadt es war, welche wesentlich zu dem verhängnisvollen Entschlusse der Athener, eine Expedition nach Sicilien zu entsenden, beigetragen hat. Wie wir uns schon beim Besuche von Selinus erinnerten, suchten die Segestaner auf alle Weise fremde Hilfe zum Kampfe gegen ihre Nebenbuhlerin zu gewinnen. Sie richteten daher ihr Augenmerk auch auf Athen, dem sie früher einmal, in dessen Kriege mit Leontini, verbündet und behilflich gewesen waren.

Freilich gegen die Selinuntier allein, das wufsten die klugen Segestaner wohl, würden die Athener es nicht der Mühe für wert gehalten haben, eine Flotte so weit über das Meer hinauszusenden. Sie schoben deswegen Syrakus in den Vordergrund, an das sich Selinus angeschlossen hatte. Selinus und Syrakus waren von dorischen Griechen gegründet. Die Segestaner, die im übrigen gegen alle griechischen Kolonieen Siciliens eine gleiche und in bemerkenswerter Weise ihrem orientalischen Ursprunge entsprechende Feindseligkeit hegten, bemühten sich also in Athen die Besorgnis zu erwecken, dafs Syrakus und überhaupt die dorischen Städte Siciliens sich der ganzen Insel bemächtigen und dann an dem Kampfe des dorischen Sparta gegen Athen thätigen Anteil nehmen

würden. Und als nun die Athener Gesandte nach Segesta schickten, die sich namentlich auch davon überzeugen sollten, ob die Reichtümer, mit denen die Segestaner in Athen geprahlt hatten, wirklich so grofs wären, da suchten sie die athenischen Gesandten nicht nur durch die vorgezeigten Tempelschätze und durch den Hinweis auf die noch gröfseren Schätze des nahen Eryx zu locken, sondern nahmen auch zu der bekannten groben Täuschung ihre Zuflucht. Die Athener entschlossen sich zu der Expedition. Der tragische Ausgang derselben ist bekannt. Aber Selinus war deshalb nicht gerettet. Bald nachdem die von Athen drohende Gefahr abgewendet war, fiel die unglückliche Stadt auf Anstiften der Segestaner durch eine viel feindseligere und grausamere Macht.

Und wie erging es der triumphierenden Nebenbuhlerin? Zunächst geriet Segesta in Abhängigkeit von den Karthagern, und ungefähr hundert Jahre später ward die Stadt von Agathokles, dem Gewalthaber von Syrakus, überrumpelt, welcher den gröfsten Teil der Einwohner unter gräfslichen Martern umbrachte, die Jungfrauen und Kinder als Sklaven verkaufte und die Stadt nur unter einem anderen Namen und im Besitze von Überläufern weiter existieren liefs. Diese konnten zwar den Raub nicht länger behaupten, als der kurze Schutz des Agathokles währte. Die wenigen von den alten Einwohnern, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, kehrten zurück, und unter der ein halbes Jahrhundert später beginnenden Herrschaft der Römer, welche der Stadt ihres Aeneas besondere Fürsorge gewidmet zu haben scheinen, nahm diese wieder einen Aufschwung, wie man auch aus den Reden ersieht, die Cicero gegen Verres, den schamlosen Aussauger der Provinz Siciliens, gehalten hat. Aber mit dem Ende des Römerreiches kam auch das Ende der Nachblüte, welche Segesta erlebt hatte, und als Sicilien von den Saracenen erobert wurde, ging die Stadt zu Grunde. Ja, sie war nicht blofs versunken, sie war auch vergessen, so dafs im sechzehnten Jahrhundert der gelehrte Dominikaner Fazello, der, ein geborener Sicilianer, die neuere Geschichtsschreibung Siciliens begründet hat, von sich rühmen durfte, dafs er ihren Namen wieder aufgeweckt und aus der Vergessenheit gerettet habe.

Dafs von Segesta nur wenige Trümmer übrig geblieben sind, dafs aufser den Resten eines herrlich gelegenen Theaters nur Spuren der Stadtmauer, Fundamente von Gebäuden, einige Cisternen und Säulenteile von der Stadt übrig geblieben sind, kann nach dem Schicksal derselben nicht überraschen; wohl aber überrascht es uns, dafs hier ein griechischer Tempel fast unversehrt erhalten ist. Freilich ist derselbe niemals ganz fertig geworden, aber so, wie ihn vor mehr als zwei Jahrtausenden — im fünften oder vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung — die Segestaner errichtet haben, in den vollständigen Seiten- und Giebelfronten, steht er, ein angefangener Bau, bis auf den heutigen Tag.

Aber noch durch etwas anderes ist er ausgezeichnet.

Die Alten gaben ihren Tempeln einen stufenförmigen Unterbau, um sie emporzuheben über die Erde und sie auch äufserlich erscheinen zu lassen als das, was sie sein sollten, nämlich ein Geschenk, dargebracht den unsterblichen Göttern. Auch zu dem Tempel von Segesta führen von allen Seiten Stufen hinan, aber aufserdem steht und stand er für sich allein auf einer natürlichen Erhebung, auf einem isolierten Hügel, der durch seine Form fast an die Kuppel des Pantheon erinnert.

Dieser tempeltragende Hügel wird im Osten von dem Berge überragt, den die Segestaner sich für ihre Stadt auserkoren hatten. Mit Rücksicht auf diese Lage hatten sie die Front des Tempels nach Osten hin gerichtet. Sie wollten die Wirkung des Anblickes und des Zuganges erhöhen, und es wird ihnen, den Nichtgriechen, wohl nicht schwer geworden sein, die von dem griechischen Ritual festgehaltene westliche Richtung der Tempelfront aufzugeben, wenn sie auch sonst dem unwiderstehlichen Einflusse der griechischen Bildung erlegen und namentlich von der Macht des griechischen Schönheitsideals bezwungen waren.

Nach der Hinterseite des Tempels, nach Westen, erhebt sich gleichfalls ein höherer Berg, ein waldbewachsener, der durch eine tiefe, bachdurchströmte Kluft bogenförmig von dem Tempelhügel getrennt ist. Nach Norden aber und ebenso nach Süden blickt man durch die Säulen des Tempels hindurch über ein weites Thal, bis der Blick nach Süden durch den hohen Berg, auf welchem jetzt Calatafimi liegt, gehemmt wird und nach Norden in weiterer Ferne zwischen den Bergen hindurch die ruhig horizontale Linie des Meeres erreicht.

Auch um diesen Tempel jetzt schweigende Einsamkeit. Nur Raubvögel umschreien zuweilen kreisend den hohen Bau. Aufser dem Wächterhäuschen und aufser dem fast eine Meile entfernten Calatafimi keine Spur einer menschlichen Wohnung, soweit das Auge reicht. Es ist aber nicht die so unendlich melancholische Einsamkeit des Meeresstrandes von Selinus, es ist die Einsamkeit der vielgestalteten Gebirgslandschaft, und hier thront, weithin sichtbar, der griechische Prachttempel, indem er, aus einiger Entfernung und von unten gesehen, wo man das Fehlen des Daches und des inneren Tempelhauses nicht bemerken kann, ganz vollständig erscheint und unmittelbar hineinversetzt in jene längst entschwundene Zeit, die so herrliche Werke schuf. Man kann den Blick nicht abwenden von dem edlen Gebäude und mufs immer wieder das Auge von den einzelnen Teilen zum Ganzen hin- und von dem Ganzen zum Einzelnen zurückführen. Ganz der Betrachtung hingegeben, hebt man immer wieder an mit der einzig wirkungsvollen doppelten Unterlage, der natürlichen, welche der so schön gewölbte Hügel gewährt, und der stufenförmig aufgemauerten oder vielmehr aus dem lebendigen Fels herausgearbeiteten und nur nach aufsen von künstlichen Steinquadern gebildeten Unterlage. Der Blick gleitet die vier Stufen hinauf, welche durch die einzelnen, nach oben zurücktretenden Schichten dieser mächtigen Steinquadern gebildet werden. Sie sind für den menschlichen Schritt zu hoch, daher müssen noch besondere Treppenstufen eingehauen werden. Von der obersten Schicht aus erheben sich die hohen Säulen, an welchen das Auge mit Entzücken emporgleitet. Die stolzen Träger, deren man an den beiden Schmalseiten (Front und Hinterseite) je sechs, an den Langseiten je vierzehn zählt, schliefsen ein Rechteck ein, das ungefähr doppelt so lang als breit ist. Sie schiefsen bei diesem im dorischen Stile erbauten Tempel ohne selbständige Basis aus der gemeinsamen Unterlage unmittelbar empor und erinnern daran, dafs auch der spartanische Bürger unmittelbar in dem Staate wurzelte, in dem gemeinsamen Ganzen völlig aufging, während der bewegliche Jonier nicht auf persönliche Selbständigkeit und individuelle Bedeutung verzichten mochte und in bemerkenswerter Übereinstimmung auch die ionische Säule vermittelst einer eigenen Basis auf der Unterlage steht. Man sieht die gedrungenen Säulenschäfte, wie sie, aus ihrem steinernen Boden herauswachsend, zuerst kraftvoll sich

ausdehnen und an äufserem Umfange zunehmen, dann aber in lebensvoller Weise sich einziehen und aufwärts streben, als wären sie von einem energischen Willen beseelt und trügen mit stolzem Selbstbewufstsein ihr hohes Haupt, das durch seine fein berechnete Bildung und Gestalt auf eben so einfache wie vollkommene Art den Übergang von dem Runden und Aufwärtsstrebenden zu dem Viereckigen und Tragenden vermittelt. Ein Einschnitt bereitet auf den Punkt vor, wo das Haupt beginnen soll. Drei Ringe führen zu dem unteren Gliede desselben, das mit elastisch nach aufsen gebogenem Profile energisch emporstrebt, und darüber liegt als oberstes Glied eine quadratische Platte, die den Übergang vollendet und zugleich eine genügend breite Unterlage gewährt. Es gilt ja, die mächtigen Steinbalken zu tragen, welche in engem Anschlusse an einander von Säule zu Säule gelegt sind, nein, nicht von Säule zu Säule, sondern hier in ihrer ungewöhnlichen Länge, wie man bei genauerem Hinsehen bemerkt, stets den doppelten Säulenabstand überspannen, indem sie mit ihrer Mitte auf einer Säule ruhen. Es gilt ferner für die stolzen Säulen, weiter nach oben die kurzen Stützpfeiler zu tragen, die sich in wohlberechnetem Abstande auf dem säulengetragenen Balkengrunde, dem Architrav, erheben, um ihrerseits mit dem über sie vortretenden Kranzgesims das schützende Dach emporzuheben. Zwischen ihnen, den Triglyphen, wie sie genannt werden, zeigen sich die gleichhohen, aber fast doppelt so breiten und nahezu quadratischen Platten, die den Namen Metopen führen, und so kann hier das Auge an einem ununterbrochenen Kreise, der eben von Triglyphen und Metopen gebildet wird, entlanggleiten. Über den Fries sieht man das Kranzgesims mafsvoll hervortreten und darüber die schön abgewogenen und durch Steinplatten geschlossenen Giebeldreiecke an beiden Schmalseiten sich erheben, indem man das Dach kaum vermifst, welches in seiner sanften Neigung doch nicht von allen Standpunkten wahrgenommen werden könnte.

So steht in der herrlichen Gebirgslandschaft der Tempel von Segesta, prangend mit allen seinen Säulen und mit dem vollständigen, schön gegliederten Gebälk darüber, an welchem das zum Verweilen zurückkehrende Auge noch alle die Einzelheiten entdeckt, durch welche die Griechen so harmonisch die Übergänge vorzubereiten und abzuschliefsen verstanden. Ja, selbst die Giebel sind vorhanden, um den Eindruck der Vollständigkeit zu vollenden, welchen der von der Zeit mit strahlendem Braun gefärbte Aufsenbau des Tempels macht.

Bis zur Ausschmückung des Äufsern waren die Segestaner noch nicht gekommen. Die Säulen haben noch nicht die rinnenartigen Vertiefungen (Canneluren) erhalten, die im dorischen Stile mit scharfen Kanten zusammenstiefsen. Es würden zwanzig geworden sein. In der älteren Zeit, wie an einigen Tempeln in Selinus, gab man sechzehn. Es fehlen noch den Metopen, den quadratischen Feldern des Frieses, die schmückenden Relieffiguren, es fehlen die Statuengruppen der Giebelfelder, es fehlt endlich noch die reiche Vergoldung und Bemalung, mit denen die Griechen ihre Tempel so glänzend verzierten.

Man könnte aber fragen, woher wir denn wissen, dafs der Tempel von Segesta nicht fertig geworden, könnte fragen, ob nicht der Tempel nach seiner Vollendung zerstört sei, was man ja auch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein annahm. — Geschriebene Zeugnisse von Augen- oder Ohrenzeugen liegen uns freilich nicht vor. Wissen wir doch nicht einmal, welcher Gottheit der Tempel geweiht war. Aber wir sind selbst Augenzeugen. Die Steine reden zu uns.

Zunächst mufs daran erinnert werden, dafs der dorische Stil cannelierte Säulen unbedingt erfordert. Die Canneluren wurden erst nach Errichtung der Säulen ausgemeifselt, und wo sie fehlen, können wir mit Zuversicht auf Unterbrechung der Arbeit schliefsen. Besonders unterrichtend sind in dieser Beziehung die Trümmer des Apollotempels in Selinus, der wegen der schönen Verhältnisse seiner Mafse zu den vollendetsten aller griechischen Tempel gehört und auch sonst in vielen Punkten dem Parthenontempel gleicht. Hier zeigen nur drei Säulen die Canneluren. Die übrigen sind glatt. Die Arbeit wurde wahrscheinlich in dem schon oben geschilderten schrecklichen Jahre 409 unterbrochen und seitdem nie wieder aufgenommen. Noch deutlicher sprechen andere Säulen desselben Tempels, deren cylindrische Schäfte zur Vorbereitung der Cannelierung in polygonale Prismen von je zwanzig Seiten verwandelt sind. An den Säulen des Tempels von Segesta sollen gleichfalls Spuren, wenn auch äufserst geringe Spuren, von vorbereitender Meifselung sein. Ich mufs aber gestehen, dafs ich sie nicht finden konnte.

Noch manche anderen Beobachtungen werden an unserem Tempel gemacht, welche uns sagen, dafs der Bau nie zu Ende geführt ist, mag nun die Arbeit im Jahre 415 oder 409, durch das Erscheinen der Athener oder der Karthager (beide zwar von den Segestanern gerufen, aber doch drückend und kostspielig für dieselben) oder auch durch die Katastrophe von 306 gehemmt sein. Eine von diesen Beobachtungen ist auch mit Rücksicht auf eine Bemerkung Goethes interessant. Goethe betont richtig, dafs der Boden um den Tempel, der natürliche Fels, nie völlig geebnet war, und zieht daraus den richtigen Schlufs, den er auch anderweitig stützt. Er findet es aber schwierig zu bestimmen, in wie fern die Säulen Sockel haben sollten. ‚Bald sieht es aus, sagt er, als wenn die Säule auf der vierten Stufe stände, da mufs man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab; bald ist die oberste Stufe durchschnitten, dann sieht es aus, als wenn die Säulen Basen hätten; bald sind diese Zwischenräume wieder ausgefüllt, und da haben wir wieder den ersten Fall.' Aber alle von Goethe hervorgehobenen Schwierigkeiten verschwinden, wenn wir annehmen, dafs der von den Säulen umschlossene Platz, der Tempelboden, der gleichfalls nicht vollendet ist und sogar noch die natürliche Wölbung des Hügels zeigt, mit der vierten Stufe völlig gleich gemacht werden sollte. Dann füllen sich auch die Lücken, die an manchen Stellen der vierten Stufe zwischen den Säulen gelassen sind und hier den Schein von Säulenbasen erwecken, von selbst aus, wie das an der Nordseite schon durchgehends der Fall ist, und dann stehen auch die Säulen unmittelbar auf dem gemeinsamen Unterbau des ganzen Gebäudes.

Den schlagendsten Beweis für die Unterbrechung des Baues liefern uns die mächtigen Stufenquadern selbst. Sie sind regelmäfsig behauen, aber wir sehen an ihnen, mit Ausnahme der untersten Stufe, zapfenartige Erhöhungen von roher Form. Das sind Handhaben, welche der Steinmetz zur leichteren Transportierung stehen liefs und die nach der Aufstellung der Blöcke ebenso gut wie bei der untersten Stufe beseitigt werden sollten. Über zwei Tausend Jahre warten sie darauf.

Aber die Phantasie des Beschauers wartet nicht auf die Beseitigung dieser wenig ins Auge fallenden Reste. Nein, mächtig erregt durch das ihr von der gegenwärtigen Wirklichkeit Zugeführte und durch keine herumliegenden Trümmer an das Bild einer Ruine erinnert, eilt sie vielmehr, auch das Innere des unvollendeten Baues zu ergänzen und alles

das zu schaffen, was dem vor dem leiblichen Auge stehenden Bilde die Segestaner zur völligen Vollendung noch hinzuzufügen hatten. Sie eilt die Stufen hinauf, durch die Säulen hindurch und ebnet zunächst den inneren Raum, der späterhin mit mächtigen Steinplatten belegt wird. Dann werden, parallel den Langseiten des säulenumschlossenen Rechtecks, zwei Mauern in angemessenem Abstande aufgeführt. Den Raum zwischen diesen teilen wir — von der vorderen nach der hinteren Giebelseite zu — durch zwei Quermauern in drei Teile für das Vorderhaus, das eigentliche Haus und das Hinterhaus. Wollen wir letzteres in zwei Abteilungen haben, dann haben wir eine dritte Quermauer nötig. Das so entstandene und so geteilte innere Rechteck ist also an den beiden Schmalseiten ohne Mauer; dafür errichten wir hier je zwei gebälktragende Säulen.

Fenster werden in den Wänden nicht angebracht. Wir erinnern uns, dafs der Grieche zwar Licht und Helligkeit liebt, auch bei seinen religiösen Handlungen liebt, aber das Licht durch die offenen Giebelseiten und durch die grofsen Thüren einläfst, vor allem aber von oben, von dem für ihn auch in seiner zweiten Heimat so milden Himmel her. Wir überdecken und überdachen also nur das Vorder- und Hinterhaus, welche eine geringe Tiefe haben, lassen aber den weit tieferen mittleren Teil, das eigentliche Haus, Cella genannt, ganz oder teilweise ohne Decke und ohne Dach.

Nun eilen wir nach oben und führen Decke und Dach von dem Gebälk der äufseren Säulenreihe her auf. So werden die Säulen völlig organisch mit dem Bau verbunden, indem sie als das Stützende und zugleich Raumeröffnende erscheinen. Aufserdem erhalten wir auf diese Weise zwischen Säulen und Tempelhaus ringsherum einen bedeckten Umgang.

Jetzt haben wir den Tempel fertig gebaut, und zwar nach dem am häufigsten vorkommenden Muster, soweit uns der Stil des begonnenen Baues überhaupt freie Wahl liefs. Aber die einmal erregte Phantasie ruht nicht. Sie sieht das Heiligtum dem frommen Dienste übergeben. Sie sieht, wie auf dem freien Platze vor dem Tempel inmitten der zahlreich versammelten Menge auf einem grofsen Altare das Brandopfer dargebracht wird. Wir zwängen uns durch die Menge hindurch, steigen von neuem die uns bekannten Tempelstufen empor, treten unter die Säulenhalle, gehen einige Schritte weiter vorwärts und steigen zum zweiten Male Stufen hinan, die uns in das erhöhte Vorderhaus führen. Hier steht ein Becken mit Wasser. Wir sehen die mit uns Eintretenden sich benetzen, um sich so zum Besuche des eigentlichen Tempelhauses würdig zu machen. Denn in diesem befindet sich die Statue des Gottes, dem der Tempel errichtet ist; ihm durfte der Grieche nur gereinigt sich nahen. Wir steigen zum dritten Male Stufen, die hohe und schwere Doppelthür öffnet sich vor uns, und wir treten ein in den heiligen, aber hellen und schön geschmückten Raum, an dessen Ende wir das Kultusbild erblicken. Es ist vielleicht eins von denen, die aus Gold und Elfenbein verfertigt sind, und sitzt auf einem mit einem Baldachin überdeckten Throne. Um den Thron herum stehen Speiseopferaltäre. Hinter dem Throne ist durch eine Gitterthür der Schatz des Gottes sichtbar, der im Hinterhause aufbewahrt wird. Schliefslich kehren wir denselben Weg durch Cella und Vorderhaus zurück und gehen unter der äufseren Säulenhalle herum, indem wir zugleich den schönen Reliefschmuck der Tempelwand bewundern, gehen bis zur Hinterfront und können auch von hier aus unsere Augen an dem reichen Tempelschatze weiden. Aber weit mehr noch richten wir

unsere Augen nach aufsen, wo uns nah und fern die entzückendsten Bilder entgegen lachen. Wir blicken hinauf auf die den Berg mit ihren privaten und öffentlichen Gebäuden bedeckende Stadt, wir blicken immer wieder hinein in die den Tempel rings umgebende herrliche Gebirgslandschaft. In der Nähe aber sehen wir das schöne und würdevolle Heiligtum umgeben mit plätzereichen, immergrünen Hainen und in diesen die reichste Fülle von Altären, Dreifüfsen, Statuen und Kunstgegenständen aller Art, in ihnen auch die schattigen Wege mit ihren zahlreichen Ruhesitzen, und so erhalten wir eine Vorstellung davon, wie der Grieche — denn in reinem griechischen Stile und zwar der besten Zeit ist der Tempel erbaut — wie also der griechische Geschmack es liebte und verstand, das Gute mit dem Schönen, das Ernste mit dem Lieblichen und Heiteren zu verbinden. Und kein Tempel, von dem uns die Gunst des Schicksals in Italien Spuren erhalten hat, regt unsere Phantasie zu so lebendiger Erfassung eines dahingeschwundenen Kultus der Schönheit an, als der Tempel zu Segesta, der mit dem Vorzuge seiner Lage auch noch den Vorzug verbindet, dafs er dem herannahenden Besucher in dem Scheine der Vollständigkeit und Unversehrtheit entgegentritt. Aber auch kein Tempel Italiens zeigt die hellenische Kultur in einem so hellen und glänzenden Lichte wie der in der Einsamkeit thronende Tempel von Segesta. Ja, der Tempel, den uns die Segestaner hinterlassen haben, verkündet weit über sein einsames Thal hinaus, weit über die Berge, über alle Länder und Meere hinweg die Macht hellenischer Bildung, die hier den schönen Triumph gefeiert hat, selbst fremde Elemente, sogar dem Griechentum widerstrebende und feindselige Elemente zu besiegen, an sich zu ziehen und wider ihren Willen in dem Zauber ihrer Schönheit festzuhalten. —

Auch an dieser Stätte war das Herz bewegt, wenngleich in ganz anderer Weise als vor den Ruinen von Selinus. Auch von Segesta wurde der Abschied schwer. Doch der Abend nahete heran, und der Führer mahnte zum Aufbruch. Der Weg führte vielfach über schmale, glatte Felsenpfade und erforderte Aufmerksamkeit. Sie wollte sich nur schwer einstellen. Immer wieder flogen die Gedanken zu dem griechischen Tempel zurück.

An die Rückkehr nach Calatafimi sollte sich unmittelbar die letzte Fahrt nach Palermo anschliefsen. Die Rundreise durch die Nordwestecke Siciliens war also fast zu Ende. Sie hatte nur wenige Tage gedauert. Was hatte ich in dieser kurzen Zeit nicht gesehen, erlebt, empfunden! Aber alles überwog schliefslich doch der Gedanke an den antiken Tempel. Und in welcher Steigerung war er mir erschienen! Zuerst der fast spurlos verschwundene Tempel auf dem hohen Haupte des sagenreichen Eryx, dann die ergreifenden Ruinen der Tempel auf den melancholischen Hügeln am rauschenden Meeresstrande, endlich der fast unbeschädigte und den Eindruck des Ruinenhaften ganz fernhaltende Tempel in der Einsamkeit grofsartiger Gebirgslandschaft. Der erste in wahrscheinlich nichtgriechischem Stile von Nichtgriechen errichtet, die zweiten von echten Söhnen Griechenlands nach den besten Überlieferungen des Mutterlandes geschaffen, der dritte von einer nichtgriechischen Stadt in einem reinen hellenischen Stile erbaut.

Noch manche anderen Gedanken und Betrachtungen drängte während des Rückweges die jetzt zu Ende gehende kurze Rundreise auf. Calatafimi war wieder da, ehe ich es gedacht, und wenige Stunden nach der Ankunft wurde die letzte Fahrt nach Palermo angetreten. Sie begann in der Stille der Nacht, führte mich unter leuchtendem Sternhimmel durch wilde Gebirgs-

landschaften, zeigte mir im glühenden Morgenrot den Golf von Castellamare mit seinen sich weit in das Meer hineinziehenden, wunderbar erschimmernden Bergrücken, trug mich sodann stundenlang, entgegen der steigenden Sonne, durch eine in paradiesischer Fruchtbarkeit und tropischer Fülle grünende Küstenebene und brachte mich endlich auf neuen und noch steileren und wilderen Gebirgswegen am vollen Tage nach Monreale, von wo ich beim Klange der Festglocken die Conca d'oro erblickte und vor ihr das geliebte Palermo. Es war gerade Himmelfahrt. Ein unvergefslicher Beschlufs der unvergefslichen Rundreise.

Störende Druckfehler.

Seite 5, Zeile 18 lies Conca d'oro statt Conca d'ora.
„ 8, „ 14 von unten lies Messana (jetzt Messina).
„ 9, „ 10 „ „ „ zwei statt vier.
„ 13, „ 12 lies ed statt ad.
„ 30, „ 19 „ Friese statt Kreise.
„ 32, „ 15 und folgende mufs es heifsen: ‚Wir haben also nur . . . zu überdecken . . . .

landschaften, zeigte mir ... stellamare mit seinen sich weit
in das Meer hineinzieh... ...rgrücken, trug mich sodann
stundenlang, entgegen ... paradiesischer Fruchtbarkeit
und tropischer Fülle ... nich endlich auf neuen und
noch steileren und wil... ...ch Monreale, von wo ich beim
Klange der Festglocken ... ...hr das geliebte Palermo. Es
war gerade Himmelfal... ...er unvergeſslichen Rundreise.

Seite ... Conca d'ora.
„ ... a (jetzt Messina).
„ ... tt vier.
„ ... e.
„ ... eiſsen: Wir haben
„ ... ecken . . . .